Landesbibliothek
Coburg

X16.
5183
y
13

Zerstreute Blätter

von

J. G. Herder.

Dritte Sammlung.

Gotha 1787,

bey Carl Wilhelm Ettinger.

D 5 6/2

Landesbibliothek
Coburg

Vorrede.

„Sage mir, spricht Sokrates zu seinem geliebten Phädrus, wird ein verständiger Landmann wohl den Samen, der ihm werth ist und von dem er Früchte wünschet, mitten im Sommer in die Gärten des Adonis streuen und sich durch die Freude belohnt achten, wenn er ihn nach acht Tagen in schönem Grün siehet? Oder wenn er dies thut, wird er es nicht blos des Spiels und Festes wegen thun? da hingegen er seine eigentliche Saat nach aller Kunst

des Ackerbaues in den Boden bringen wird, der für sie gehöret; zufrieden, wenn er nur in acht Monaten die Frucht seines Gesäeten erndtet.

Phädrus. Allerdings, Sokrates, wird es ihm im letzten Fall ein Ernst, im ersten ein Festgebrauch oder ein Spiel seyn, wie du sagest.

Sokrates. Sollte nun Der, der die Wissenschaft des Gerechten, Guten und Schönen hat, mit seinem Samen nicht so klug umzugehen wissen, als der Landmann mit dem Seinigen?

Phädrus. Nicht anders.

Sokrates. Er wird also nicht in vollem Ernst seinen besten Samen mit schwar-

zer Tinte durch die Feder in Worten aussäen, da er diesen weiterhin mit seinem lebendigen Wort nicht beistehen und die Wahrheit in ihnen niemanden eindringend machen kann.

Phädrus. Wahrscheinlich nicht.

Sokrates. Gewiß nicht. Aber Gärten des Adonis wird er auch in Buchstaben, wie es anständig ist, der Uebung wegen pflanzen, und da er durch das was er schreibt, sowohl für sich als für jeden, der Einerlei Pfad mit ihm gehet, einen Schatz der Erinnerung wider die Vergessenheit des künftigen Alters sammlet, so wird er sich freuen, wenn er seine Pflanzungen zart hervorsprossen siehet. Wenn andre an andern Spielen sich ergötzen, wenn sie sich in Schmausereien und ähnliche

Vergnügungen tauchen: so wird Er, statt dieser aller, mit Spielen die ich eben genannt habe, sein Leben hinbringen —

Phädrus. Ein schönes Spiel, o Sokrates, vor allen andern Spielen, wenn jemand durch Worte sich die Zeit zu kürzen vermag, indem er über Gerechtigkeit, Güte und Schönheit Einkleidungen dichtet.

Sokrates. Gewiß, mein lieber Phädrus, dem ist also. Noch schöner aber, dünkt mich, wird dieser Fleiß, wenn jemand durch die Kunst der Rede den Samen der Worte mit Verstand in den guten Boden einer Seele säet und pflanzet, die ihm zur Hand ist. Da kann denn dieser Same sowohl sich selbst als dem Säenden aufhelfen, und ist nicht

ohne Frucht: denn auch Er hat Samen in sich. Aus Seelen in Seelen gepflanzt, sind Worte geschickt, unsterbliche Frucht zu tragen, und den, der sie besitzt, glücklich zu machen, sofern dies ein Sterblicher seyn kann.„

* * *

So dachte Plato, und ich wünschte diesen zerstreuten Blättern, daß sie nicht ganz als eine Saat am Feste des Adonis mit ihrem Sommer ersterben, sondern auch hie und da als die ernste Pflanzung eines armen Landmannes angesehen werden möchten. Der Verfasser derselben kann zwar seinen ausgesäeten Worten nicht nachhelfen: er streuet sie hin, wohin sie der Wind führte; indeß verlässet er sich darauf, daß sie, Einmal in die weite

Welt gesäet, wenigstens hie und da den Boden finden werden, von welchem Sokrates redet, und so wünschet er jedem Körnchen seinen Platz.

Das erste Stück dieser Sammlung heißt **Bilder und Träume**; und ich hätte ihm gern einen noch bescheidnern Namen geben mögen, wenn ich einen solchen gewußt hätte. Es sind Jugendbilder und Jugendträume, die, so wenig sie Gedichte seyn mögen, ihrem Verfasser den Namen eines Dichters zu erwerben auch ganz und gar nicht im Sinne haben. Sie wurden nicht zum Druck geschrieben, sind zum Theil zwanzig Jahre alt, dazu sehr nach der alten Weise, d. i. äußerst simpel. Von Jugend auf dünkte

es mich, daß sich die Prose viel mehrern Schmuck des Wort- und Periodenbaues erlauben dürfe, als die Poesie; der Schmuck der letzten sei hohe Einfalt und eine äußerst wahre, tief-eingreifende Bildung der Gedanken, d. i. Dichtung. Ich bitte also auch diese Kleinigkeiten nicht als Kunstwerke höherer Art, sondern als alte Verse oder gar als Prose zu lesen. Es wäre mir lieb, wenn einige darunter der Musik angemessen wären: denn durch die Kunst der Töne wird eine abgemessene Sprache dieser Gattung erst lebendig. Auf den Wellen der Musik fortgetragen, träumen wir lebhafter und sanfter.

Das zweite Stück ist eine Abhandlung über Bild, Dichtung und Fabel. Die

Materialien derselben sind gleichfalls ziemlich alt: denn die Gedanken z. B. über die äsopische Fabel sollten schon im zweiten Theil der **Fragmente über die neuere Deutsche Literatur**, d. i. im Jahr 1767. erscheinen. Damals war diese Materie neu; und sie kann es noch seyn, da seit **Leßing** die Theorie der Fabel, so viel ich weiß, nicht weiter fortgeführt worden. Die nach ihm kamen, sind ihm entweder gefolgt; oder sie verließen ihn, ohne die Sache aufs Reine bringen zu wollen. So z. B. ist Sulzer in seinem Wörterbuch, was diesen Artikel betrift, den Schweizer-Kunstrichtern nachgegangen, ohne auf Leßings Einwendungen Rücksicht zu nehmen: andre haben Leßing

getadelt, ohne der Theorie selbst ins Klare zu helfen; und doch ist für einen denkenden Geist nichts schöner, als eine reine Theorie, worüber es auch seyn möge. Es würde mich freuen, wenn ich diese befördert hätte; wer aber darüber urtheilen will, muß den Stand der Sache kennen, das ist, er muß außer den alten, auch die Schriften der Französischen und Deutschen Theoristen, insonderheit Breitingers, Bodmers, Leßings über diese Materie gelesen haben. Ein neugebohrnes Kind mag sprechen, worüber es will; nur über Sachen, die eine Geschichte menschlicher Gedanken voraussetzen, sollte es nicht sprechen wollen und sprechen dürfen. Der Abschnitt über die Dichtung ist seit der Zeit in

einigen Heynischen Aufsätzen durch Belege der schönsten, d. i. der griechischen Mythologie sehr glücklich erläutert worden; daher bin ich in ihm nur kurz gewesen.

Das dritte Stück enthält **Dichtungen aus der morgenländischen Sage**, und über sie vorzüglich muß ich mich näher erklären. Ich bin zu ihnen gekommen, auf Wegen wo ich so etwas nicht suchte; meistentheils nämlich im Studium morgenländischer Sprachen, Sagen und Commentare. Hier war mir oft ein Bild, ein Gleichniß, eine Dichtung, das was jenem müden Propheten der Wachholderbaum in der Wüste war; an sich eine arme Geniste, die ihm indeß Schatten gab und ihn stärkte. Oder ohne Bild zu re-

den, ich traf in den Sagen des Morgenlandes, so ungereimt sie manchmal schienen, oft so dichterische Ideen an, die um eine bessere Ausbildung gleichsam fleheten, daß es mir schwer ward, sie nicht auszuzeichnen und in müßigen Minuten nach meiner Weise zu gestalten. Niemand also vermische diese Dichtungen mit den Erzählungen der Bibel; sie sind völlige Apokryphen, entweder alte Sagen mehrerer morgenländischen Völker, oder wenigstens aus Samenkörnern dieser Art entsprossene Gewächse. In ihrer Ausbildung gehören die meisten mir völlig zu; wenige nur sind, wie sie dastehen, ganz in der Tradition gegeben.*) Alle andre aber stützen sich

*) Z. B. die Kindheit Abrahams S. 239. Joseph und Zulika S. 251. der Wanderstab des Propheten S. 291. u. a.

ebenfalls, wie jeder Belesene es wissen wird, auf Sagen; und je mehr sie sich auf solche stützen, je ächter sie den Geist des Morgenlandes, der in solchen herrscht, auch in dieser Nachbildung hauchen, desto mehr erreichen sie ihre Wirkung. Man hört in ihnen sodann eine fortgesetzte Sage seiner Kindheit: die Dichtung schlingt sich an das, was man von Jugend auf lernte, indem sie den Schatten und Umriß berühmter Gegenden und Namen gleichsam nur ausmalet. Kind muß man also auch werden, wenn man diese Dichtungen, als morgenländische Fabeln oder Idyllen, lieset; und da einige derselben bereits im Teutschen Merkur 1781. den Beifall von Personen erhalten haben, deren zwei oder

drei mir statt Vieler sind; so bin ich über die jetzt hinzu gekommenen wenig verlegen. Sie sind aus eben denselben Quellen geschöpft und athmen den Geist Einer und derselben Weltgegend. Einige andere Stücke, die in eigentlicherem Verstande Fabeln oder Parabeln sind, erwarten eine leere Stelle in einem der folgenden Theile.

Das vierte Stück dieses Bandes ist eine **Muthmaaßung über die prächtigen Alterthümer von Persepolis**, der ich Beifall oder Berichtigung wünsche. Da die Eine Vorstellung, die ich hier zu enträthseln gewagt habe, auf mehreren Grabmählern wiederkommt und also offenbar ein angenommenes Bild der Perser-Mythologie gewe-

sen: so wird sie mir Gelegenheit geben, im nächsten Theil von den Gräbern der Könige zu reden und einige andre Denkmale der alten Welt, (wenigstens wünsche ich dies) zu erläutern.

Lebe also wohl, dritte Sammlung, und empfiehl dich deinen Lesern, so gut du kannst.

Weimar den 28. Aug. 1787.

Inhalt.

I. Bilder und Träume. . . S. 1
Die Dämmerung. 5
Das Kind der Sorge. . . . 7
Die Erinnerung. 10
Die Lerche. 12

Das Flüchtigste.	S.	15
Flora und die Blumen.		18
Die Kunst.		20
Lilie und Rose.		23
Der Neid.		24
Der Regenbogen.		25
Der Mensch und sein Schatte.		27
Der verschiedene Gesang.		29
Die Feldheimen.		32
Die Perle.		36
Liebe und Gegenliebe.		38
An die Freundschaft.		41
Das Saitenspiel.		43
Der Nachhall der Freundschaft.		47
Liebe und Freude.		51
Der Gewinn des Lebens.		54
Lied des Lebens.		57
Der Himmel.		59

Die Mechanik des Herzens. : S. 60
Der Mond. : : : : : 61
Der Nachruhm. : : : : 62
Das Glück. : : : : : 65
An den Schlaf. : : : : 68
Die Wassernymphe. : : : 71
Die Raupe und der Schmetterling. : 74
Die Natur. : : : : : 76
Der Säugling. : : : : 80
Die Schwestern des Schicksals. : 85

II. Ueber Bild, Dichtung und Fabel. 87

Ueber Bild. : : : : : 93
Ueber Dichtung. : : : : 109
Ueber die äsopische Fabel. : : 124
Anhang. : : : : : 174

III. Blätter der Vorzeit . S. 191
Erste Sammlung. . . . 193
Die Blätter der Vorzeit. . . . 195
Licht und Liebe. 198
Sonne und Mond. . . . 200
Das Kind der Barmherzigkeit. . . 203
Die Gestalt des Menschen. . . 205
Der Weinstock. 208
Die Bäume des Paradieses. . . 211
Lilith und Eva. 214
Sammaël. 217
Der Vogel unsterblicher Wahrheit. . 220
Der himmlische Schäfer. . . . 223
Adams Tod. 226
Zweite Sammlung. . . 229
Der Schwan des Paradieses. . . 231
Der Rabe Noah's. . . . 235
Die Taube Noah's. . . . 237

Abrahams Kindheit. . . S. 239
Die Stimme der Thränen. . . 244
Das Grab der Rahel. . . . 247
Joseph und Zulika. . . . 251
Der Streit der heiligen Berge. . 253
Die Worte des Gesetzes. . . . 255
Die Bürgschaft des Menschengeschlechts. 259
Aarons Entkleidung. . . . 261
Der Tod Moses. 264
Dritte Sammlung. . . 267
Die Opfertaube. 269
Die Gesänge der Nacht. . . . 272
Die Morgenröthe. 276
Der Psalmensänger. . . . 278
David und Jonathan. . . . 280
Der Jüngling Salomo. . . . 283
Salomo im Alter. 285
Elias. 288

Der Wunderstab des Propheten. S. 291

Der Thron der Herrlichkeit. : : 294

Das heilige Feuer. : : : : 297

Die Sterne. : : : : : 300

IV. Persepolis, eine Muthmaassung. 301

I.

Bilder und Träume.

Fliegt, ihr meiner Jugend Träume,
Flattert, leichtbeschwingte Reime,
In mein frohes Jugendland;
Wo ich unter dichten Bäumen
In der Muse selgen Träumen
Wahrheit suchte, Bilder fand.

Gleich den bunten Schmetterlingen
Schlüpften mir auf leichten Schwingen
Manche, manche längst vorbei:
Andre sind mir treu geblieben,
Und so bleib' ich euch, ihr Lieben,
Auch mit Herz und Seele treu.

Ach, in deinen Schoos versunken
Sind die Welten, die ich trunken
In dir sahe, Silbersee.
Schlummert sanft! denn auch in schönen
Luftgefärbten Wandrerscenen
Dämmert mir der Wahrheit Höh.

Flieht, ihr meiner Jugend Träume,
Flattert, leichtbeschwingte Reime,
In die Hand der Jugendzeit.
Träume sind wir, denen Schatten
Sich mit Licht und Wahrheit gatten,
Und die auch der Traum erfreut.

Die Dämmerung.

Der Aether und die Liebe war
Das ältste hohe Götterpaar;
Sie zeugten die Unsterblichen,
Den Himmel und die Seligen.

Und tiefer in der Wolken Reich
Ward ihr Geschlecht der Wolke gleich;
Sie, ewigschön und ewigjung,
Erzeugten uns die Dämmerung.

Aus Licht und Schatten webten sie
Der Menschen trügend Daseyn hie;
Nur Dämmerung ist unser Blick,
Nur Dämmerung ist unser Glück.

Der Jugend holdes Morgenroth
Verbirget, was der Tag uns droht;
Der Blume schwülen Mittag kühlt
Ein Zephyr, der am Abend spielt.

Und Ohr und Auge täuscht sich gern;
Das Herz, es pochet in die Fern';
Es wünscht und hat und glaubets kaum:
Denn ach sein schönstes Glück ist Traum.

Die Hoffnung, ewigschön und jung,
Ist auch ein Kind der Dämmerung;
Auch ihre Schwester Sehnsucht liebt
Den Schleier, der die Lieb' umgiebt.

Ich dank' euch, die ihr um mich schwebt,
Daß ihr die Hülle mir gewebt;
Doch Lieb' und Aether, leiht o leiht
Mir einst ein heller Pilgerkleid.

Das Kind der Sorge.

Einst saß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und sann:
Da bildet' im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.

„Was hast du, sinnende Göttinn?„
Spricht Zevs, der eben ihr naht.
„Ein Bild von Thone gebildet,
Beleb's, ich bitte dich Gott.„

„Wohlan! ich will es! — Es lebet!
Doch mein sei dieses Geschöpf!„ —
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr.

Mein Finger hat es gebildet„ —
„Und ich gab Leben dem Thon„
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus *) hinan.

„Mein ists! Sie hat mir genommen
Von meinem Schooße das Kind.„
„Wohlan, sprach Jupiter, harret,
Dort kommt ein Entscheider, Saturn.„ **)

Saturn sprach: „Habet es alle!
So wills das hohe Geschick.
Du der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist.

*) Die Erde. **) Die Zeit.

Du Tellus seine Gebeine:
Denn mehr gehöret dir nicht.
Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt.

Du wirst, so lang' es nur athmet,
Es nie verlassen, dein Kind.
Dir ähnlich wird es von Tage
Zu Tage sich mühen ins Grab."

Des Schicksals Spruch ist erfüllet
Und Mensch heißt dieses Geschöpf.
Im Leben gehört es der Sorge:
Der Erd' im Sterben und Gott.

Die Erinnerung.

Nach dem Spanischen.

Gute Zeiten, selge Stunden,
Sagt, wo seyd ihr hingeschwunden?
Und zum Unglück oder Glück
Blieb mir euer Bild zurück?

„Hin zu neuer Jugend Stunden
Sind wir Guten hingeschwunden;
Und zur Labung und zum Glück
Blieb dir unser Bild zurück.„

Mir zur Labung? Ungenossen
Sind der Tage viel verflossen.
Trübe kommt dem matten Blick
Reue nur statt Trost zurück.

„Auch der Reue süße Schmerzen
Sind ein Balsam kranker Herzen.
Neuer Muth ist Lebensglück,
Schaue vor dich, nicht zurück.„ —

Vor mich? Sieh' auf jenem Hügel
In der Abendröthe Spiegel
Seh ich eine Urne stehn;
Darf ich, darf ich zu ihr gehn?

„Geh hinan; die guten Stunden
Haben kränzend sie umwunden.
Lies die Inschrift, dämmernd-schön:
„Auch hier ist Arkadien.„

Die Lerche.

Gegrüßet seyst du, du Himmelsschwinge,
Des Frühlings Bote, du Liederfreundinn,
Sey mir gegrüßet, geliebte Lerche,
Die beides lehret, Gesang und Leben.

Der Morgenröthe, des Fleißes Freundinn,
Erweckst du Felder, belebst du Hirten;
Sie treiben munter den Schlaf vom Auge:
Denn ihnen singet die frühe Lerche.

Du stärkst dem Landmann die Hand am Pfluge,
Und giebst den Ton ihm zum Morgenliede:
„Wach auf und singe, mein Herz voll Freude,
Wach auf und singe, mein Herz voll Dankes.„

Und alle Schöpfung, die Braut der Sonne,
Erwacht verjünget vom langen Schlafe,
Die starren Bäume, sie hören wundernd
Gesang von oben und werden grünend.

Die Zweige sprießen, die Blätter keimen,
Das Laub entschlüpfet und horcht dem Liede.
Die Vögel girren im jungen Neste,
Sie üben zweifelnd die alten Stimmen.

Denn du ermunterst sie, kühne Lerche,
Beim ersten Blicke des jungen Frühlings;
Hoch über Beifall und Neid erhoben,
Dem Aug' entflogen, doch stets im Ohre.

Inbrünstig schwingst du dich auf zum Himmel
Und schlüpfst bescheiden zur Erde nieder.
Demüthig nistest du tief am Boden
Und steigst frohlockend gen Himmel wieder.

Drum gab, o fromme, bescheidne Lerche,
Du über Beifall und Stolz erhobne,
Du muntre Freundinn des frühen Fleißes,
Drum gab der Himmel dir auch zum Lohne,

Die unermüdlich-beherzte Stimme,
Den Ton der Freude, den langen Frühling.
Selbst Philomele, die Liedergöttinn,
Muß deinem langen Gesange weichen.

Denn ach! der Liebe, der Jugend Klagen
In Philomelens Gesang ersterben;
Das Lied der Andacht, der Ton der Freude,
Das Lied des Fleißes hat ewgen Frühling.

Das Flüchtigste.

Tadle nicht der Nachtigallen
Bald verhallend süßes Lied;
Sieh wie unter allen, allen
Lebensfreuden, die gefallen,
Stets zuerst die Schönste flieht.

Siehe wie im Tanz der Horen
Lenz und Morgen schnell entweicht;
Wie die Rose, mit Auroren
Zart im Silberthau gebohren,
Auch Auroren gleich, erbleicht.

Siehe, wie im Chor der Triebe
Bald der Zärteste verklingt;
Holdes Mitleid, Wahn der Liebe,
Ach daß er uns ewig bliebe!
Aber ach sein Zauber sinkt.

Und die Frische dieser Wangen,
Und der Jugend rege Glut
Und die ahndenden Verlangen,
Die am Wink der Hoffnung hangen;
Ach ein fliehend, fliehend Gut!

Selbst die Blüthe unsers Strebens,
Aller Musen schönste Gunst,
Jede höchste Kunst des Lebens,
Freund, du fesselst sie vergebens;
Sie entschlüpft, die Zauberkunst.

Aus dem Meer der Götterfreuden
Ward ein Tröpfchen uns geschenkt,
Ward gemischt mit manchem Leiden,
Leerer Ahnung, falschen Freuden,
Ward im Nebelmeer ertränkt;

Aber auch im Nebelmeere
Ist der Tropfe Seligkeit;
Einen Augenblick ihn trinken,
Nein ihn trinken und versinken,
Ist Genuß der Ewigkeit.

Flora und die Blumen.

„Kinderchen des holden süssen Frühlings,
Hört o hört der Mutter treue Warnung,
Wenn ein lauer Winterwest euch heuchelt,
Trauet nicht dem heuchelnd: bösen Mörder.

Wartet, bis der goldne Vater rufet,
Bis die treue Mutter euch erscheinet,
Die euch weckt aus euren Winterbettchen
Und euch Kleider bringt und schöne Häubchen.„

Also sprach zu ihren Blumenkindern
Flora scheidend und ging auf zum Himmel.
Alle Blumen sagten ihr Gehorsam
Und Geduld zu, bis sie wiederkäme.

Als sie kam; der goldne Vater Frühling
Rief die Kinder aus dem Winterschlafe,
Und die Mutter brachte schöne Kleider,
Lief umher und sucht' und zählet' alle.

Ach da fand sie manches schöne Knöspchen
Früh hervorgelockt vom bösen Mörder.
Ausgetreten wars aus seiner Zelle,
Hatt' hervorgeblickt mit seinen Aeuglein;

Und war bald erstarret, von des bösen
Heuchelnden Verführers Hauch vergiftet:
Denn der Winterwest war Frost geworden
Und erstarret stand das arme Blümchen.

Traurig rief die Mutter ihrem Zephyr,
Der es brach; und sie begrub es weinend.
Ach das ungeduldge, frühe Blümchen
Prangt nun nimmer mehr im Lenz der Flora.

Die Kunst.

Aus der Schaar der Götterfreuden
Stahl die jüngste Freude sich:
Und der Fleiß, ein Sohn der Leiden,
Nahte zu ihr jugendlich.
Unschuld war in ihren Mienen,
Treue war in seinem Blick:
Und die Liebe zwischen ihnen
Stiftete der Beiden Glück.

Ich ermatte, sprach die Schöne,
Gib mir deine sichre Hand.
Nimm sie, sprach er, Eintracht kröne
Unser Beider treues Band.
Also wohnten sie im Schatten,
Unter aller Götter Gunst;
Und das Kind, das Beide hatten,
War ein schönes Kind, die Kunst.

Von der Mutter lebte Fülle,
Götterfüll' in ihrer Brust;
Und der Vater gab ihr Stille,
Fleiß und Emsigkeit zur Lust.
Sorgsam hat er sie erzogen,
Zärtlich hat sie sie gesäugt:
Götter waren ihr gewogen,
Menschen waren ihr geneigt.

Aber als sie zu vermählen
Nun die frohe Zeit erschien;
Wer der Götter wird sie wählen?
Wem der Menschen wird sie blühn?
Zwischen Erd' und Himmel schwebet
Sie der Einsamkeit geweiht:
Denn der Mutter Gottheit lebet
In des Vaters Sterblichkeit.

Mit belohnend-holden Blicken
Schaute Jupiter hinab.
„Unsern Himmel soll sie schmücken,
Sie, die nur der Himmel gab.
Wär' aus unsrer Götterjugend
Emsig-schöne Kunst verbannt?
Nein o Weisheit und o Tugend
Holet sie in unser Land.„

Weisheit und die Tugend stiegen
In der Schwester Einsamkeit;
Und aus ihrer beider Zügen
Schuf sie selbst sich Göttlichkeit.
Unabtrennlich stets von beiden
Ward sie wie die Anmuth schön,
Und im Chor der Götterfreuden
Tanzen jetzt drei Grazien.

Lilie und Rose.

Lilie der Unschuld, und der Liebe Rose,
Wie zwo schöne Schwestern, steht ihr bei einander:
Aber wie verschieden!

Du der Unschuld Blume, bist dir selbst die Krone:
Ohne Schmuck der Blätter, auf dem nackten Zweige,
Schützest du dich selber.

Du von Amors Glute tief durchdrungne Rose,
Du von seinen Pfeilen vielgetheilter Busen,
Brauchest um dich Dornen.

Der Neid.

Neide nicht, o junges Mädchen,
Deiner Schwester Lieblichkeit.
Ahme nicht mit Feuerzorne
Nach, was die Natur verbeut.

Eine Blume, noch im Werden
Sah die Lilje vor sich stehn
Und vergessend ihrer selber:
(Denn auch sie war hold und schön;)

Neidet, zürnt sie, brennet ängstig
Lilie zu werden; weh!
Was geschieht? Die arme Blume
Wird zur Feuerlilie.

Der Regenbogen.

Schönes Kind der Sonne,
Holder Regenbogen,
Ueber schwarzen Wolken
Mir ein Bild der Hoffnung.

Tausend muntre Farben
Bricht der Stral der Sonne
In verhüllten Thränen
Ueber grauer Dämmrung.

Und des weiten Bogens
Veste Säulen stehen
Auf des Horizontes
Sichrem Felsenboden.

Ach der Bogen schwindet!
Seine Farben blassen;
Von den vesten Säulen
Glänzet noch ein Wölkchen.

Aber seht, der Himmel
Bläuet sich; die Sonne
Herrschet allgewaltig
Und die Auen duften.

Schwindet, holde Kinder
Schöner Jugendträume,
Schwindet! Nur die Sonne
Steig' hinauf und walte.

Hoffnungen sind Farben,
Sind gebrochner Stralen
Und der Thränen Kinder;
Wahrheit ist die Sonne.

Der Mensch und sein Schatte.

„Sage, was hab' ich mit dir?
Du bist vor und hinter mir,
Oeder Schatte, schwarzer Geist,
Der mein Nichts mir immer weis't.„

„Tadelst du o Freund ein Bild,
Das dein Wesen dir enthüllt?
Ohne jenes Lichtes Glanz
Bist du selbst ein Schatte ganz.

Steht die Sonne vor dir hier,
Schleich' ich nur im Rücken dir;
Wird sie dir im Rücken stehn,
Wird dein Schatte vor dir gehn.„

„Alte Fabel! Ruhm und Glück
Wechseln mit der Sonne Blick;
Aber Ehre, Glück und Ruhm
Sind selbst Schatten um und um.„

„Nein o Freund, des Lebens Licht
Ist Vernunft; die fliehe nicht.
Wird sie dir im Rücken stehn,
Wird dein Schatte vor dir gehn.„

Der verschiedene Gesang.

Einst schlug mit wundersüßem Schall
Die Klagenreiche Nachtigall;
Ein muntrer Sperling hörte zu:
„O säng' ich, Nachtigall, wie du!
Doch warum soll mirs nicht gelingen?
Ich will auch lernen also singen.„

Die Nachtigall spricht: „nun wohlan!
Es singe, wer da singen kann;
Doch nie war ich um Kunst bemüht:
Denn aus dem Herzen quillt mein Lied.
Nur meiner Liebe zarte Klagen,
Nur meine Seufzer will ich sagen.„

„Wenn Liebe den Gesang dir giebt,
Wer ist mehr als der Spatz verliebt?
Ich sing' auch Liebe„ — — Was geschieht?
Er zirpt ein Nachtigallenlied,
Und seine Bule war zufrieden;
Ihr war ein Sperlingsohr beschieden.

Nicht also wars die Nachtigall:
„Was quälst du, sprach sie, deinen Schall!
Sing' doch und lieb' in deiner Art,
Die Meine laß mir aufgespart.
Du tändelst froh; ich singe Schmerz:
Wie der Gesang, so ist das Herz.„

Die ihr ein Lied der Liebe wagt,
Hört, was die Nachtigall euch sagt.
Wer tändeln kann und klagen will,
Der schweige mit der Klage still.
Gar anders liebt des Sperlings Herz;
Gar anders Philomelens Schmerz.

Die Feldheimen.

Menschen waren einst, so lehret Plato,
Gute Menschen waren einst die Heimchen,
Die ihr Tagewerk mit Fleiße trieben,
Kinder zeugten und den Acker bauten.

Bis mit ihren bösen Zaubertönen
Dreimal drei der Musen niederstiegen,
Und die Fluren mit Gesang erfüllten,
Und sogar die Vögel singen lehrten.

Ach da standen sprachlos und entzücket
Unsre fleißig = guten Ackerseelen;
Und vergaßen bey den süßen Tönen
Arbeit, Kinder, Speis' und Trank und Schlummer.

Offnen Ohres, offnen Mundes hingen
Am Gesange der Göttinnen alle,
Wurden Amatoren, Virtuosen,
Famuli und Famulä der Musen.

Wenig Tage währete die Freude:
Und das Chor der horchenden Entzückten
Stand von Hunger, Durst und von Gesängen
Matt und welk und eingeschrumpft und sterbend.

Doch die Musen halfen ihren treuen
Märtyrern noch in den letzten Nöthen;
Süßen Todes führten sie die armen
Singend = sterbenden ins Land der Dichter.

Wo sie jetzt auf allen grünen Bäumen
Wie die Könige der Erde thronen,
Ohne Sorgen, ohne Müh und Arbeit,
Ohne Fleisch und Blut, den Göttern ähnlich.

Nun und nimmer drücket sie das Alter,
Nun und nimmer ängstet sie die Nahrung;
Trunken, von ein wenig Thaue trunken
Singen sie gehört und ungehöret.

Wie sie denn auch, also lehret Plato,
Ihren Musen treue Nachricht bringen,
Was hier dieser Knabe, jener Schäfer
Singt und sang und künftig singen werde.

* * *

Ach ihr süßen Landverwüsterinnen,
Steiget noch einmal vom Himmel nieder
Holde Musen, steigt herab und hemmet
Eurer ewgen Lieder ewge Wirkung.

Seht die Schaar der horchenden Entzückten,
Myriaden Sänger, Virtuosen,
Kunstliebhaber, Musen; Nachrichtgeber,
Reisende Kundschafter, Deklamanten.

Seht o sehet ihre Müh' und Arbeit,
Ihren Hunger, ihre heiße Sanglust,
Wandelt sie! — Doch ach wozu die Wandlung?
Sie sind jezt schon wie die Heimchen selig.

Die Perle.

Nimm, o Freundinn, dieser Perlen,
Dieser Silbertropfen Band:
Denn die Göttinn stiller Anmuth
Hat sie selbst dir zuerkannt.

Als sie aus des Meeres Wellen,
Wie ein Traum der Liebe stieg,
Kam demüthig eine Muschel,
Die sie trug und sittsam schwieg.

Wellen hüpften um die Göttinn,
Weste buhlten um sie her;
Aber die gefällig-gute
Dienerinn gefiel ihr mehr.

„Womit soll ich dich belohnen?„
Sprach sie, und vom Silber⸗Glanz
Ihrer Glieder schwamm die Muschel
Glänzend schon und silbern ganz.

„Nimm den Tropfen meines Haares,
Künftig nur der Unschuld Schmuck.„
Und der Tropfen ward zur Perle
In der Muschel, die sie trug.

Ewig jetzt ein Schmuck der Unschuld,
Stiller Anmuth selbst ein Bild,
Ohne Gaukelprunk der Farben
Nur in eignen Reiz gehüllt,

Sehnet sie sich aus der Krone
Des Monarchen in das Band,
Das der Unschuld Haar umschlinget,
Einer Göttinn Haar entwandt.

Liebe und Gegenliebe.

Als einst die Mutter der Anmuth
Den Knaben Amor gebar,
Bekränzt' er, ein einziges Söhnchen,
Mit Rosen sein lockiges Haar.

Er schuf nur Quaalen den Herzen;
Die zarte, süßere Pflicht,
Mit Liebe Liebe zu lohnen,
Die kannte der Flüchtige nicht.

Und manche beleidigte Göttinn
Und mancher beleidigte Gott,
Sie zürnten alle dem Knaben
Und schuffen ihm Flügel zum Spott.

Bis einst die himmlische Liebe
Ein schöneres Mittel ersann;
Sie ward zur Welle des Meeres
Und blickte den Lieblichen an.

Er sieht im Meere sein Bildniß,
Und wird von Liebe beseelt;
Und fühlt nun selber die Schmerzen,
Mit denen er andre gequält.

Umfangen will er das Wahnbild,
Ihm in der Welle so nah;
Und sieh! sein schönerer Bruder
Steht vor dem Liebenden da.

„Wer bist du?„ spricht er verwirret.
„Du selbst, dein Bruder bin ich!
Laß uns versuchen im Kampfe;
Vielleicht besiegest du mich.„ —

Und seitdem ringen die Beide
Der Liebe mächtigen Streit;
Wo Einer Herzen verwundet,
Ist nie der Andere weit.

Wo reine himmlische Liebe
Hinschaut mit schaffendem Blick;
Da kommt vom Bilde des Anschauns
Ihr Gegenliebe zurück.

An die Freundschaft.

Nach dem Spanischen.

Heilge Freundschaft, die auf Engels-
flügeln
Sich emporschwang zu den sel'gen Hügeln,
Unser Erdenland verließ
Und ging auf ins Väter-Paradies;

Wo sie noch aus guten Mutterhänden
Uns ihr Kind zuweilen her will senden,
Liebe, die auch irre geht
Und für Treue öfters Reu empfäht;

Holde Freundschaft, kehr' o kehre wieder,
Hand- und Herzen-bindend zu uns nieder!
Ohne dich ist alles leer,
Auch die Liebe selbst nicht Liebe mehr.

Wenn du uns dein Bild noch lange raubest
Und es gar dem süßen Trug' erlaubest:
O so wird dein Menschenreich
Bald dem alten wüsten Chaos gleich.

Das Saitenspiel.

Was singt in euch, ihr Saiten?
Was tönt in eurem Schall?
Bist du es, Klagenreiche
Geliebte Nachtigall?
Die, als sie meinem Herzen
Wehklagete so zart,
Vielleicht im lezten Seufzer
Zum Silberlaute ward.

Was spricht in euch, ihr Saiten?
Was singt in eurem Schall?
Betrügst du mich, o Liebe,
Mit süßem Wiederhall?
Du Täuscherinn der Herzen,
Geliebter Lippen Tand,
Bist du vielleicht in Töne,
Du Flüchtige, verbannt?

Es spricht mit stärkrer Stimme,
Es dringet mir ans Herz;
Es weckt mit Zaubergriffen
Den längst-entschlafnen Schmerz.
Du bebst in mir, o Seele,
Wirst selbst ein Saitenspiel —
In welches Geistes Händen?
Voll zitterndem Gefühl.

Es schwebet aus den Saiten;
Es lispelt mir ins Ohr.
Der Geist der Harmonieen,
Der Weltgeist tritt hervor.
„Ich bin es, der die Wesen
In ihre Hülle zwang,
Und sie mit Zaubertönen
Des Wohlgefühls durchdrang.

In rauher Felsenhöle
Bin ich dir Wiederhall;
Im Ton der kleinen Kehle
Gesang der Nachtigall.
Ich bins, der in der Klage
Dein Herz zum Mitleid rührt,
Und in der Andacht Chören
Es auf zum Himmel führt.

Ich stimmete die Welten
In Einen Wunderklang;
Zu Seelen flossen Seelen,
Ein ewger Chorgesang.
Vom zarten Ton beweget,
Durchängstet sich dein Herz
Und fühlt der Schmerzen Freude,
Der Freude süßen Schmerz.„ —

Verhall' o Stimm', ich höre
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen fest an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In Ein Gefühl verschlungen
Sind wir ein ewig All;
In Einen Ton verklungen
Der Gottheit Wiederhall.

Der Nachhall der Freundschaft.

Hoher Freundschaft Sympathieen singen
Tönet edel; in den Saiten klingen
Lieblich=stolz die Stimmen Sympathie
Hoher Freundschaft; doch wo athmen sie?

Ach sie schieden längst aus unsern Hütten,
Aus dem Taumel unsrer Buhlersitten,
Grämten sich zu Luft und wurden Schall
Und sind jetzt — was noch als Wiederhall?

Wiederhall, den jede Lipp' entweihet,
Wiederhall, auf Sopha's hingestreuet,
Sind der Sprache Spiel=Berlocken, sind
Unsrer schönen Kreise Fächerwind.

Sympathie, als einst mit süßen Schmerzen
Du den Säugling noch an Mutterherzen
Bandest, als er an der Tugend Brust
Leben trank, nicht sieche Lasterlust;

Als Du mit den Schwestern noch im Thale
Spieltest, und beim Heldenväter-Mahle
Jünglinge beseeltest, sich mit Muth
Dir zu weihen, Dich in schönem Blut,

Sympathie, in Thaten Dich zu singen,
Sich auf Ruhmesflügeln aufzuschwingen,
Wo der Freund zu harren ihm verhieß,
Hinterm Grab' im Väterparadies.

Und o Liebe konntest Herzen binden,
In einander Ewigkeit zu finden,
Sich mit edler, schöner Schöpfersmüh
Neu zu bilden, — Herzenssympathie.

Sich in dir zu läutern, zu zerfließen,
Alles, Alles in Dir zu genießen;
Seel' enthüllet sich zu schauen, sich
Wo der Blick verstummt, herzinniglich

Dein zu nennen. — Auch die Thränen
gießen
Balsam, wenn sie herzvereinet fließen;
Gram und Noth und Tod und Schicksal band
Seelen vester als der Diamant,

Unsre Buhlerfessel. — Wilde Saiten,
Wohin irrt ihr? — Wohin euch begleiten
Nimmer kann der Zeiten Wahn; für Tand
Hat er, was ihr singet, längst erkannt.

Ach in dieser treulos-schönen Oede,
Armes Herz, verstummet deine Rede
Und dein Pulsschlag schweiget. Lüfteleer
Ist es um dich; da ertönt nicht mehr

Herzens Silberklang, den alle Saiten
Nur so gern im Nachhall froh verbreiten,
Dessen Wahnlaut, dessen süßer Klang
Täuschend, täuschend manches Herz durchdrang.

Süßgelockt verließ es seine Treuen,
Irrt' umher in goldnen Phantaseien,
Suchte sie, die Echo Sympathie,
Rief sie überall und fand sie nie.

Liebe und Freude.

„Hüte Dich, so sprach die Weisheit
Zu der Liebe schönem Sohn,
Und Du seine Schwester Freude,
Weil euch beiden Uebel drohn.

Flieh, o Knabe, jene blinde
Schlaugesinnte Eifersucht;
Und Du Mädchen, flieh den Reichthum,
Der, auch blind, dir immer flucht.„

Also sprach die gute Weisheit;
Doch vergebens war ihr Wort.
Reichthum riß sobald die Freude,
Eifersucht den Amor fort.

Und seitdem sie zu Gesellen,
Zu Geliebten sich gewählt;
Ach, wer ist nun, der die Uebel
Dieser Trugverbindung zählt?

Umgang wechselt gern die Gaben;
Liebe theilet gern sich mit.
Und von Freundschaft mit den Bösen
Ist zum Bösen nur ein Schritt.

Eifersucht betrog den Amor
Und gab Quaalen ihm zu Lohn;
Nahm ihm seine holden Augen,
Denen nie ein Herz entflohn.

In des blinden Reichthums Armen
Ward die Freud' ein blindes Glück;
Und an ihrem todten Bilde
Schärft' sich ihres Mörders Blick —

Drum, wenn Eifersucht und Reichthum
Jetzt allein scharfsehend sind,
Ist es Wunder? Die Betrognen
Amor und das Glück sind blind.

Der Gewinn des Lebens.

Nach dem Englischen.

Am kühlen Bach, am luftgen Baum
Träum' ich nun meines Lebens Traum;
Und mag nicht wissen, ob die Welt,
Wie ich mir träume, sei bestellt:
Denn ach! ist der wohl mehr beglückt,
Der, daß sie nicht so sei, erblickt?

Ich ging einmal der Weisheit nach
Und hörte, was die Weisheit sprach.
Sie sprach so Viel: und Mancherlei,
Was einst die Welt gewesen sei
Und jetzt nicht ist und sehr verirrt
Wohl nimmer, nimmer werden wird.

Ich grämte mich und ging im Gram,
Als mir der Ruhm entgegen käm.
Dir, sprach er, Sohn, dir ist beschert,
Zu räumen weg, was dich beschwert.
Ich räumte, wollte vor mich sehn;
Allein die Felsen blieben stehn.

Ermattet, ohne Gram und Zorn
Sucht' ich nun Rosen unterm Dorn.
Die Rosen, ach! entfärbten sich
Und ihre Dornen stachen mich —
Zwei Knöspchen unter allen hier
Lieb' und die Freundschaft blieben mir.

Am kühlen Bach, am luftgen Baum
Träum' ich nun meines Lebens Traum.
Die beiden Knöspchen pfleg' ich mir
Und weihe sie, o Sonne, Dir!
Komm, kühler Bach, erquicke sie!
Komm, süßes Lüftchen, stärke sie!

Lied des Lebens.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit; was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf;
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang ist unser Leben,
Laßt uns Rosen auf ihn streun.

Rosen; denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer.
Rosen; denn sie blühn und blinken
Links und rechts noch um uns her.
Rosen stehn auf jedem Zweige
Jeder schönen Jugendthat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt sein Leben hat.

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht.
Auch die dunkeln Blumen kühlen
Uns mit Ruhe, doppelt-süß;
Und die lauen Lüfte spielen
Freundlich uns ins Paradies.

Der Himmel.

Dünste steigen auf und werden
In den Wolken Blitz und Donner
Oder Regentropfen.

Dünste steigen auf und werden
In dem Haupte Zorn und Unmuth
Oder werden Thränen.

Freund bewahre deinen Himmel
Vor dem Dunst der Leidenschaften;
Deine Stirn sei Sonne.

Die Mechanik des Herzens.

Ihr Weise mit der Wissenschaft
Die Welten zu bewegen,
Gebt einem matten Herzen Kraft,
Ein Fünkchen neu Vermögen,
Ach Einen Tropfen Lebenssaft,
Sich jugendlich zu regen —
Ich laß' euch eure Wissenschaft
Die Welten zu bewegen.

Der Mond.

Und grämt dich, Edler, noch ein Wort
Der kleinen Neidgesellen?
Der hohe Mond, er leuchtet dort,
Und läßt die Hunde bellen
Und schweigt und wandelt ruhig fort,
Was Nacht ist, aufzuhellen.

Der Nachruhm.

Mich reizet nicht des Ruhmes Schall,
Der aus Posaunen tönt,
Den jeder leise Wiederhall
Im stillen Thal verhöhnt.
Ein Ruhm, der wie der Sturmwind braust,
Ist auch ein Sturm, der bald versaust.

Mich reizet nur der Silberton,
Der unbelauschet klingt
Und meiner Muse schönsten Lohn,
Den Dank des Herzens singt,
Die Thräne, die dem Aug' entfließt
Und mich mit Bruderliebe grüßt.

Nicht allen gönnte die Natur
Der Künstler hohes Glück,
Zu bilden auf des Schöpfers Spur
Ein ewges Meisterstück,
Das, ein Vollkommnes seiner Art,
Der Nachwelt stetes Muster ward.

An dem, im Anblick noch entzückt,
Der späte Schüler steht
Und in des Meisters Seele blickt
Und stumm von dannen geht;
Indeß sein Herz den seltnen Geist
Mit lautem Puls glückselig preis't.

Wir schwimmen in dem Strom der Zeit
Auf Welle Welle fort.
Das Meer der Allvergessenheit
Ist unser letzter Ort;
Genug, wenn Welle Welle trieb
Und Wirkung ohne Namen blieb.

Wenn dann auch in der Zeiten Bau
Mich bald ihr Schutt begräbt;
Und nur mein Saft auf Gottes Au
In andern Blumen lebt
Und mein Gedanke mit zum Geist
Vollendender Gedanken fleußt.

Schön ists, von allen anerkannt,
Sich allgeliebt zu sehn;
Doch schöner noch, auch ungenannt,
Wohlthätig fest zu stehn.
Verdienst ist meines Stolzes Neid
Und bei Verdienst Unsichtbarkeit.

So nennet Gottes Kreatur
Nur schweigend seinen Ruhm;
Sie blüht in wirkender Natur,
Ihr selbst ein Eigenthum.
Der Schöpfer zeigt sich nicht, und kühn
Verkennt der Thor und läugnet ihn.

Das Glück.

Nicht knie ich vor der blinden Göttinn
Wagen,
Die Kronen-streuend dort mit schwarzen Ros-
sen fährt;
Auch Jene, die ein Rad und leichte Flügel
tragen,
Ist des zutrauenden Gebets nicht werth.

Mein Glück sei Sie, die mit der Weis-
heit thronet,
Das Ruder thätiger Vernunft in ihrer Hand;
Sie, die dem stillen Fleiß, der mit sich selber
wohnet,
Die Trefflichsten der Gaben zuerkannt.

Aus reichem Füllhorn schenket sie ihm
Früchte,
Die ihm sein eigener gesunder Muth beschert;
Die schönste Perle blinkt auf seinem Angesichte,
Der Mühe Lohn; o mehr als Kronen werth.

Sie ists, die ihm erlesne Blumen streuet,
Und seiner Kinder Schaar hüpft sammlend um
den Thron;
Der matte Vater nimmt aus ihrer Hand er-
freuet
Der Blumen viel; zuletzt den sanften Mohn,

Der bringt ihm ruhigen, gesunden
Schlummer;
Ach ein Geschenk, das nie die falsche Göttinn
kennt.
Mit Perlen streuet sie oft Thränen; Neid und
Kummer
Sind von dem gelben Golde kaum getrennt.

O Schwester du der Klugheit und der
Treue,
Die rückwärts schaut, *) mein gutes Jugend-
Glück,
Nur meine Zeit (du siehst, wem ich sie elend
weihe;)
Mich selbst, o Gute, gib mir nur zurück.

*) Fortuna respiciens.

An den Schlaf.

Gott des Schlafes, Freund der Ruh,
Dessen dunkle Schwingen
Uns in sanftem, süßem Nu
Zu den Auen bringen,
Die ein schöner Licht erhellt,
Wo in einer andern Welt
Harmonieen klingen.

Freund der Menschen, holder Gott!
Unser halbes Leben
Ward, dem Ungemach zum Spott,
Deiner Hand gegeben.
Und sie herrscht im Reich der Ruh;
Purpurblumen lässest du
Auf uns niederschweben.

Schönbekränzter Jüngling, sei
Sei auch mir willkommen,
Der so oft dem Sklaven treu
Seine Last entnommen,
Der die Fessel ihm zerschlug
Und durch neuen süssen Trug
Sein Gemüth entglommen.

Meiner Hoffnung Flügel hebt
Sich nur noch in Träumen.
Du der sie mit Muth belebt,
Warum willt du säumen?
Komm mit deiner süßen Macht:
Laß, wie in der letzten Nacht,
Mich Verwandlung träumen.

Denn seit Psyche niedersank
Aus des Himmels Auen,
Sehnt sie sich Aeonenlang
Wieder aufzuschauen;
Und dem Flügel, den sie regt,
Den sie, ach zerknickt! bewegt,
Mag sie nimmer trauen.

Holder Schlaf, mit Deinem Thau
Heilst du ihre Schwingen,
Muthig auf zur Lebensau
In das Land zu dringen,
Wo in reinem süßem Ton — —
Augen sinkt! Ich höre schon
Harmonieen klingen.

LB Coburg

Die Wassernymphe.

Flattre, flattr' um deine Quelle,
Kleine farbige Libelle,
Zarter Faden, zartbeschwingt.
Flieg' auf deinen hellen Flügeln,
Auf der Sonne blauen Spiegeln,
Bis dein Flug auch niedersinkt.

Deine längsten Lebenstage,
Fern der Freude, frei von Plage,
Hast du, Gute, schon gelebt.
Als dich Wellen noch umflossen,
Als dich Hüllen noch umschlossen,
Waren sie dir leicht gewebt.

Jetzt nach deinem Nymphenleben
Darfst du als Sylphide schweben,
Wieweit dich der Zephyr trug.
Und du eilst mit muntern Kräften
Nur zu fröhlichen Geschäften:
Deine Liebe selbst ist Flug.

Flattre, flattr' um deine Quelle,
Kleine sterbliche Libelle,
Um dein Grab und Vaterland.
Eben in dem frohsten Stande
Fliegst du an des Lebens Rande;
Ist das meine mehr als Rand?

Einst wie dir wird deinen Kleinen
Auch die Sommersonne scheinen,
Gib der Quelle sie als Zoll.
Und erstirb; die matten Glieder
Seh ich, welken dir danieder:
Schöne Nymphe, lebe wohl.

Die Raupe und der Schmetterling.

Freund, der Unterschied der Erdendinge
Scheinet groß und ist so oft geringe;
Alter und Gestalt und Raum und Zeit
Sind ein Traumbild nur der Wirklichkeit.

Träg' und matt, auf abgezehrten Sträuchen
Sah ein Schmetterling die Raupe schleichen;
Und erhob sich fröhlich, Argwohnfrei
Daß er Raupe selbst gewesen sei.

Traurig schlich die Alternde zum Grabe:
„Ach daß ich umsonst gelebet habe!
Sterbe Kinderlos und wie gering'!
Und da fliegt der schöne Schmetterling.„

Aengstig spann sie sich in ihre Hülle,
Schlief und als der Mutter Lebensfülle
Sie erweckte, wähnte sie sich neu,
Wußte nicht, was sie gewesen sei.

Freund, ein Traumreich ist das Reich der Erden.
Was wir waren? was wir einst noch werden?
Niemand weiß es; glücklich sind wir blind;
Laß uns Eins nur wissen, was wir sind.

Die Natur.

Hast du, hast du nicht gesehn,
Wie sich alles drängt zum Leben?
Was nicht Baum kann werden,
Wird doch Blatt;
Was nicht Frucht kann werden,
Wird doch Keim.

Hast du, hast du nicht gesehn,
Wie von Leben alles voll ist?
Schon im Blatt, des Baumes
Hoher Bau;
Schon im Keim, der Früchte
Volle Kraft.

Reiche Fülle der Natur,
Labyrinth zum neuen Leben,
Kürzend tausend Wege
Tausendfach,
Ueberall belebend,
Allbelebt.

Lebend Weben der Natur,
Ewger Frühling ewger Keime,
Wenn sie mir verwelken,
Sterben sie?
Kann ein Leben sterben,
Das da lebt?

Nein ihr blühet wo ihr seyd,
Hingelangt auf kurzem Wege,
Säuglinge der Mutter,
Zartes Heer.
Ihre liebsten Kinder
Ruft sie früh.

Selig, selig, wo ihr seyd,
In des Ewgen Paradiese.
Hier am Lebensbaume,
Blüthen nur;
Dort am Lebensbaume,
Früchte schon.

Großer Abgrund der Natur!
Und der Tod ist Weg zum Leben.
Dieser Staub wird Pflanze
Nur durch Tod;
Jenes Kind wird Engel
Nur durch Tod.

Selig, selig, der ich bin
In der Welt voll Leben Gottes.
Meine Adern wallen
Seinen Strom;
Meine Seele denket
Gottes Licht.

Hoher Abgrund der Natur,
Worinn Alles sich belebet!
Alle Kräfte, Gottes
Feuerstral,
Alle Seelen, Gottes
Lebenslicht.

Der Säugling.

Wer ist der kleine Sklave, der in Banden
Aus diesem frühen Sarge Klagen weint?
Ein Mensch? O macht ihn frei, macht frei ihn
von den Banden,
Gönnt seinen Seufzern Raum; die hemmt
kein Feind.
Der Wurm kann sich im Staube winden;
Das Lamm fleht seinen Mörder an;
Und ihn umfesseln Binden,
Kaum daß er athmen kann.

O Weltankömmling, deinen zarten Händen
Drückt dieses Band das Loos des Lebens ein;
Um deinen Pilgrimsweg von Sarg zu Sarg
zu enden,
Mußt du der Sklaven ewger Sklave seyn.
Dies Trauerlied wars, das im Weben
Die Parze dir zum Schicksal sang,
Da sie das Band zum Leben
Als Kette um dich schlang.

Wenn du einmal im Chaos von Ideen
Arbeitest, Fesseln fühlst und aufwärts ringst,
Wenn du Schiffbrüchig einst, um Sonn' und
Tag zu sehen,
Vom Abgrund wie mit Erz beladen dringst;
Und schaust nach neuen Ruhmesbahnen
Kühn wie ein Streitender, und schön
Des Ueberwinders Fahnen
Vor deinen Augen wehn.

Dich lockt ein höher Ziel und aus der Seele
Stürmt in die Flügel dir des Adlers Muth;
Du wägst den schweren Leib, entschwingst den
Staub der Höle
Und immer reiner lockt der Sonne Glut;
Ach nicht vom ersten Morgensterne
Vom Felsen schon blickst du hinab;
Und schaust in naher Ferne
Den Erdenball, dein Grab.

Dann pocht dein Herz, daß die im Stau-
be wohnen,
Sind Erdenvolk, sind Staub und Finsterniß.
Vielleicht erdrückte die Gedanken-Millionen
Der erste Zug, der dich zum Lichte riß;
Bis jezt der sanfte Schwung der Wiege
Mit Lethens Wellen dich besprengt
Und dir zum Thoren-Kriege
Ein glücklich Phlegma schenkt.

Ich fühle noch dein offnes Haupt; ich höre
Wie in ihm Uhr und Puls und Seele schlägt;
Sprich, du sein Genius, ob sich durch eigne
Schwere
Zu seinem Unglück einst dies Rad bewegt?
Ob in den zart-verschloßnen Kammern
Einst Rache selbst dem Schicksal glüht;
Die endlich doch mit Jammern
Ihr Blut gen Himmel sprüht.

Nein, Säugling, trink' in deine Adern Säfte,
Ruh' in dein Herz und Licht in dein Gehirn.
Aus deiner Kindheit jetzt entsprießen Männeskräfte,
Doch glänz' im Manne noch des Kindes Stirn.
Kein früher Zug aus Mutterbrüsten
Sei dir ein Quell von künftger Pein,
Von Trug und Stolz und Lüsten,
Die Gift und Wermuth streun.

Und mußt du dann der Unschuld Ketten küssen,
Wehklagen selbst in deinem Festgesang;
Mußt tief das stolze Kleid des bösen Thoren grüssen,
Auf deinem Schädel brennet Fluch statt Dank;
Es nagt dich, statt der Menschheit Retter,
Ein feiles Klepperthier zu seyn,
Dem aller Wahrheit Spötter
Staub in das Auge streun;

Dich quält der Freunde Blick und kummer Weisen
Markloser Trost durchstachelt deine Brust;
Die Welt wird enge dir; erstickte Seufzer preisen
Des letzten vor des ersten Tages Lust;
O Kind, wenn dann im tiefsten Herzen
Der Schwermuth schärfster Pfeil dich traf;
Dann wünsch' ich deinen Schmerzen
Des Säuglings frommen Schlaf.

Die Schwestern des Schicksals.

Nenne nicht das Schicksal grausam,
Nenne seinen Schluß nicht Neid:
Sein Gesetz ist ewge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit.

Blick' umher o Freund und siehe,
Sorgsam wie der Weise sieht.
Was vergehen muß, vergehet:
Was bestehen kann, bestehet:
Was geschehen will, geschieht.

Heiter sind des Schicksals Schwestern,
Keine blassen Furien:
Durch der sanftverschlungnen Hände
Webt ein Faden sonder Ende
Sich zum Schmuck der Grazien.

Denn seit aus des Vaters Haupte
Pallas jugendlich entsprang,
Wirket sie den goldnen Schleier,
Der mit aller Sterne Feier
Droben glänzt Aeonenlang.

Und an ihrem Meisterwerke
Hanget stets der Parzen Blick,
Weisheit, Macht und Güte weben
In des Wurms und Engels Leben
Wahrheit, Harmonie und Glück.

Nenne nicht das Schicksal grausam,
Nenne seinen Schluß nicht Neid:
Sein Gesetz ist ewge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit.

II.

Ueber
Bild, Dichtung und Fabel.

Der Mensch ist ein so zusammengesetztes, künstliches Wesen, daß, Trotz aller Anstrengung, in ihm nie ein ganz einfacher Zustand möglich ist. Zu eben derselben Zeit, da er siehet, höret er auch und genießt unvermerkt durch alle Organe seiner vielartigen Maschiene Einflüsse von außen, die zwar größtentheils dunkle Empfindungen bleiben, jederzeit aber auf die Summe seines ganzen Zustandes ingeheim mitwirken. Er schwimmt in einem Meer von Eindrücken der Gegenstände, wo Eine Welle leiser, die andre fühlbarer ihn berühret, immer aber mancherlei Veränderungen von außen sein Inneres reizen. Auch in diesem Betracht ist er eine kleine Welt, wie ihn Protagoras in einer andern Absicht das Maas der Dinge nannte, die ihn umgeben.

Unter seinen Sinnen sind Gesicht und Gehör diejenigen, die aus dem Ocean dunkler Empfindungen ihm Gegenstände am nächsten und klärsten vor die Seele bringen; und da er die Kunst besitzt, diese Gegenstände durch Worte vestzuhalten und zu bezeichnen: so hat sich insonderheit aus dem Gesicht und aus dem Gehör eine Welt menschlicher Wahrnehmungen und Ideen in seiner Sprache geordnet, die auch noch in der fernsten Ableitung die Spuren ihres Ursprunges zeigen. Selbst die feinsten Wirkungen der Seele hat man daher aus dem Gesicht und Gehör bezeichnet, wie es die Namen, Anschauungen und Ideen, Phantasieen und Bilder, Vorstellungen und Gegenstände nebst hundert andern Worten der Art, zeigen. Nach dem Auge hat sodann Ohr und Gefühl, insonderheit die tastende Hand, der Seele die meisten Ideen gegeben; der Geschmack und Geruch weniger, insonderheit in den nordischen Regionen.

So viel man gegen den Namen Aesthetik, als **Philosophie des Schönen** betrachtet, eingewandt hat: so wenig sollte man ihn jetzt eingehen lassen, da bereits, und vorzüglich von Philosophen unsrer Nation, eine Reihe der vortreflichsten Bemerkungen an diesen Namen geknüpft sind. Er ist auch kein unschicklicher Name, sobald man eine **Philosophie der sinnlichen Empfindungen** darunter meinet, von welcher die **Philosophie des Angenehmen, des sinnlich-Vollkommenen und Schönen** zwar nur ein Theil, aber gewiß nicht der verächtlichste Theil ist. Jede Empfindung, so wie jeder Gegenstand derselben hat nämlich seine Regeln der Vollkommenheit in sich, die jeder Philosoph aufsuchen muß, damit er den Punkt ihrer höchsten Wirkung finde und aus ihm Regeln für seine Kunst ableite. Zu diesem Zweck muß er nothwendig die Empfindungen mehrerer Sinne vergleichen, was in Jedem derselben ursprünglich

und abgeleitet sei, bemerken und vorzüglich ein Auge darauf haben, wie Ein Sinn den andern unterstützt, berichtiget und aufkläret. Könnte dieser schöne Theil der Philosophie einen bessern Namen als Aesthetik finden, da dieser Name ja sowohl den Umfang seiner Gegenstände, als das Subject ihrer Wirkung genau bezeichnet? Eine Philosophie des Geschmacks, des Schönen u. s., die nur von Einem Sinne ausginge, müßte zur Philosophie der gesammten Empfindungen nothwendig nur unvollkommene Bruchstücke liefern.

* * *

Wenn also das Gesicht der reichste, feinste und klärste Sinn ist, eine Welt von Empfindungen der Seele zu geben und zu bezeichnen: so muß sich an ihm auch die Philosophie sinnlicher Gegenstände vorzüglich und für alle andre Sinne üben. In der Mathematik hat sich die Optik

nicht nur selbst sehr ausgebildet, sondern sie hat auch die Grundlage fast aller andern Wissenschaften werden können, eben weil die Natur uns in der Structur des Auges und in den Gesetzen des Lichtstrals das schönste Muster einer feinen Genauigkeit vorlegte. Für die Philosophie der Empfindungen ist eine **Theorie des Lichts und des Bildes** von gleich mannichfaltigem Nutzen, sobald man sie in den Erscheinungen verschiedner Kunstwerke aufzusuchen und zu den allgemeinsten Regeln zu erheben strebet.

I. Vom Bilde.

1. **Bild** nenne ich jede Vorstellung eines Gegenstandes mit einigem Bewußtseyn der Wahrnehmung verbunden. Steht es vor meinem Auge, so ist es ein körperliches, sichtliches Bild. Wird es meiner Einbildungskraft dargestellt: so ist es eine **Phantasie**, (φαντασμα) die aber dennoch von sichtlichen Gegenständen ihre Gesetze

borget. Dort wache, hier träume ich; und man siehet, daß die Phantasie des Menschen auch wachend beständig fortträume.

Alle Gegenstände unsrer Sinne nämlich werden nur dadurch unser, daß wir sie gewahr werden, d. i. sie mit dem Gepräge unsres Bewußtseyns, mehr oder minder hell und lebhaft, bezeichnen. In dem Walde sinnlicher Gegenstände, der mich umgiebt, finde ich mich nur dadurch zurecht und werde über das Chaos der auf mich zudringenden Empfindungen Herr und Meister, daß ich Gegenstände von andern trenne, daß ich ihnen Umriß, Maas und Gestalt gebe, mithin im Mannichfaltigen mir Einheit schaffe und sie mit dem Gepräge meines inneren Sinnes, als ob dieser ein Stempel der Wahrheit wäre, lebhaft und zuversichtlich bezeichne. Unser ganzes Leben ist also gewissermaassen eine Poëtik: wir sehen nicht, sondern wir erschaffen uns Bilder. Die

Gottheit hat sie uns auf einer großen Lichttafel vorgemahlt; wir reissen sie von dieser ab und mahlen sie uns durch einen feinern, als den Pinsel der Lichtstralen in die Seele. Denn das Bild, das sich auf der Netzhaut deines Auges zeichnet, ist der Gedanke nicht, den du von seinem Gegenstande dir zueignest; dieser ist blos ein Werk deines innern Sinnes, ein Kunstgemählde der Bemerkungskraft deiner Seele.

2. Hieraus ergiebt sich, **daß unsre Seele, so wie unsre Sprache, beständig allegorisire.** Indem sie nämlich Gegenstände als Bilder sieht oder vielmehr nach Regeln, die ihr eingeprägt sind, solche in Gedankenbilder verwandelt; was thut sie anders, als übersetzen, als **metaschematisiren**? Und wenn sie diese Gedankenbilder, die blos ihr Werk sind, jetzt durch Worte, durch Zeichen fürs Gehör sich aufzuhellen und andern auszudrücken strebet; was thut sie aber-

mals anders, als übersetzen, als alläosiren:
Der Gegenstand hat mit dem Bilde, das Bild mit
dem Gedanken, der Gedanke mit dem Ausdruck, das
Gesicht mit dem Namen so wenig gemein, daß
sie gleichsam nur durch unsre Wahrnehmung,
durch die Empfindung eines viel-organisirten
Geschöpfs, das durch mehrere Sinne Mehreres auf Einmal empfindet, an einander grenzen.
Blos die Mittheilbarkeit, die Communicabilität unsrer mehreren Sinne gegen einander und
die Harmonie zwischen ihnen, auf welcher
diese Mittheilung ruhet; nur sie macht die innere Form oder die sogenannte Perfectibilität des
Menschen. Hätten wir nur Einen Sinn und
hingen mit der Schöpfung gleichsam nur von Einer Weltseite zusammen, wäre kein Umsatz der
Sachen in Bilder, der Bilder in Worte oder
andre Zeichen für uns möglich: so lebe wohl,
Vernunft des Menschen! Mit einer zehnfach
größeren Intuition, wenn sie blos einseitig und

von keinen andern Sinnen unterstützt wäre, bliebe das anschauende Wesen ein viel unvollkommeneres Geschöpf, als jetzt, da es seinen sparsamen Reichthum so häufig umsetzen kann und dabey sich immer die Mühe geben muß, ihn frisch zu bearbeiten, ihm eine neue Gestalt zu geben. Er passirt durch das Thor eines andern Sinnes und bekommt nach andrer Landesart und zu anderm Gebrauch auch ein anderes Gepräge.

3. Ungeachtet der verschiednen Namen, mit welchen man die Seelenkräfte, die mit Bildern und dem Ausdruck derselben umgehn, bezeichnet; so sind doch allen diesen Kräften dieselben Gesetze der Vollkommenheit eines Bildes vorgezeichnet; Wahrheit nämlich, Lebhaftigkeit und Klarheit. Zwar hat jeder Sinn und jede Kraft der Seele ihre Art und ihren Grad dieser Eigenschaften: Einer der Sinne kann und muß den andern einschränken; auch die besondern

Zwecke der Darstellung jedes Bildes müssen seinen Gesichtspunkt, mithin auch seine ganze Zeichnung jedesmal verändern; die innern Regeln seiner Vollkommenheit aber bleiben demohngeachtet immer dieselben. Wäre es unserm Bau und der harmonischen Stimmung unsrer Seelenkräfte nach möglich, daß in Einem Gegenstande für uns sich Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit in gleichem Grade verbinden ließen; warum sollten sie nicht mit einander dürfen verbunden werden? In Gott ist die höchste Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit, ohne daß Eine dieser Eigenschaften die andre schwächte, ohne daß er sich Einer derselben schämen dürfte. Es ist also nur ein Bettelstolz der sogenannten **obern** Kräfte der Seele, daß sie sich ihrer Schwestern, die sie verächtlich die **niedern** nennen, als unächter Geschwister oder als dienender Mägde schämen. Von Sinnen und der Erfahrung gehet unser Erkänntniß aus und auf sie kommt alles zurück: ohne Glieder und

Organe, ohne Phantasie und Gedächtniß hat der Verstand nichts womit er sich beschäftige, die Vernunft nichts worüber sie brüte, die Symbolik nichts das sie durch Zeichen ausdrücken möge. Wahrheit und Lebhaftigkeit der Bilder tragen also selbst zu ihrer Deutlichkeit und Klarheit bei; so daß, ohne jene, alle Abstraction nur Täuschung wäre. Das höchste Gesetz der Vollkommenheit in allen Wissenschaften und Künsten kann also nur seyn, daß dem Zweck der Vorstellung gemäß Eine Eigenschaft der andern, z. B. die Klarheit der Lebhaftigkeit, die Lebhaftigkeit der Wahrheit nicht schade, sondern aufhelfe und sie zu ihrem Zweck fördere.

4. Es wird hieraus deutlich, daß da eigentlich nur der innere Sinn des Menschen der Bildner ist, der durchs Auge und durch jedes andre Organ sich nach innern Regeln Gestalten schafft, und das Gefundene Eines Sinnes allen andern,

so weit er kann, mittheilet; auch dieser innere Sinn, d. i. die Regel des Verstandes und Bewußtseyns der einzige Maasstab seyn könne, wie in jedem Werk, in jedem System der Kunst oder des Vortrages ein Bild gestellet, gewandt, ausgemahlt, kurz, zu welchem Grad der Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit es in jedem Zuge gebracht werden dürfe. Allgemeine mechanische Regeln helfen hier nichts: denn, wie gesagt, es liegt nicht in den Dingen außer uns allein, was wir in ihnen sehen, sondern vorzüglich an dem Organ, das da siehet und an dem innern Sinne, der gewahr wird. Die Fliege sieht eine andre Welt, als die Schnecke; der Fisch eine andre als der Mensch; und doch sehen sie alle nach denselben Regeln der Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit Eine und dieselbe Schöpfung. So ists mit jedem veränderten Gesichtspunkt und Tageslichte: so zuweilen mit jeder veränderten Dispo-

sition unseres Körpers und unsrer Seele. Die Regeln indeß der Vorstellung und Empfindung bleiben dieselben; ja durch jeden Fall der Veränderung wird ihre innere Wahrheit bewähret. Also ist es thöricht, der Seele vorzuschreiben, wie irgend Ein Bild der Natur von ihr gebraucht werden soll; nach innern Regeln des Verstandes und Bewußtseyns muß sie es brauchen lernen, wie dieses Kunstwerk in seinem Zweck, zu seiner Zeit, nach seinem Ort, nach der Empfindungsart des Künstlers und Liebhabers das Bild fodert.

Man nehme z. B. Eine und dieselbe Allegorie, Ein und dasselbe Gleichniß und wolle sie in einem mathematisch-philosophischen Buch, oder in einer Rede, einem Lehrgedicht, einem Liede, einer Ode, einer Epopee, in einem Trauer-Lustspiel und wo weiß ich mehr? anwenden. Sagt uns nicht der innere Sinn, daß an keinem dieser Orte das Bild ausgeführt werden könne,

wie am andern? Eine Allegorie im Trinkliede oder in einem philosophischen Gespräch des Plato, in Aeschylus Chören oder in Aristophanes Scenen, in einem Bilde Lysippus oder in einem Gemählde Apelles wird ein ganz ander Werk, wenn sie auch allenthalben denselben Gegenstand schilderte. Verfolgt man nun diese Verschiedenheit durch alle Situationen des Gedichts und Kunstwerks, durch alle Leidenschaften des Dichters und Künstlers, durch jede Veränderung der National-Denkart, der Zeit, Sprache, der veranlassenden Umstände u. s.; so sehe ich nicht, was für allgemeine Regeln jedes besondern Falles übrig blieben, außer sofern sie im **Begriff der Allegorie selbst, und in der Natur des Bilder-dichtenden Verstandes** durch eine innere Nothwendigkeit gegeben sind, **Wahrheit, Lebhaftigkeit, Klarheit.** Jedes Sylbenmaas sogar, jeder Ton des Liedes schattiert die Bilder der Phantasie auf eigne Weise,

es wird sich selten aus Einem ins andre ein Gemählde vollkommen übertragen lassen, wenn es nicht von einem neuen Geist belebet und gleichsam neu erschaffen wird. Wie schlecht sieht es also mit aller knechtischen Nachahmung, mit jedem gelehrten Diebstal fremder Allegorieen und Bilder, endlich gar mit jenen poetischen Blumenlesen und Vorrathsschränken aus, in denen man sich fremde Lappen für zukünftigen Gebrauch sammlet. Unselige Uebung für Jünglinge, die zu solcher Bilderkrämerey gewöhnt werden! Lasset sie jedes schöne Bild, jedes treffende Gleichniß an seinem Ort lieben, schätzen und bewundern lernen, ohne daß ihnen ein Gedanke einkomme, Einen Zug desselben für ihr etwanniges Gemächte zu entwenden. Je wahrer und vollkommener ihnen das Bild an Stelle und Ort erscheinet, desto weniger werden sie räuberische Hände daran legen wollen, vielmehr von Eifer entbrennen, selbst an Stelle und Ort ein derglei-

chen Naturvolles Bild aus Wahrnehmung ihres Sinnes zu entwerfen.

5. Ungerecht ist also die Klage, daß das Vorrathshaus der Natur für uns erschöpft sei, und daß wir zu spät gebohren worden, um den Löwen oder die Sonne besser zu schildern, als sie bereits oft geschildert sind. Vom Besser-schildern ist hier die Rede nicht: denn die Wahrheit war zu allen Zeiten dieselbe; daß jeder wahrnehmende Mensch aber seinen Gegenstand eigen schildern kann, als ob er noch nie geschildert wäre; darüber, dünkt mich, sollte kein mißtrauender Zweifel walten. In keinem seiner Gleichnisse ist Homer zu übertreffen; niemand aber wolle ihn auch übertreffen und Homers Löwen und Esel, Homers Kraniche und Fliegen besser schildern, als Er selbst sie geschildert hat. Wenn Deine Rede oder Dichtkunst dieser Bilder bedarf: so schildere sie nach Deiner

Art, wie Du solche wahrnahmest, wie der Geist Deiner Poesie sie fodert; nie wirst du sodann in Verlegenheit seyn, dem alten Dichter Eines seiner Gleichnisse entwenden zu müssen, ja du würdest sie unverändert kaum gebrauchen können, wenn sie dir auch alle geschenkt würden. Der Geist dichtet: der bemerkende innere Sinn schafft Bilder. Er schafft sich neue Bilder, wenn die Gegenstände auch tausendmal angeschaut und besungen wären: denn er schauet sie mit seinem Auge an, und je treuer er sich selbst bleibt, desto eigenthümlicher wird er zusammensetzen und schildern.

Auch das Uebermahlen fremder Werke ist daher immer eine mißliche Arbeit. Gesetzt, du fügtest auch dem Bilde des Andern einen schönen Zug, der Allegorie eine neue treffende Bedeutung bei; du zerstörtest aber damit die eigenthümliche Harmonie des ganzen Gemäldes; wäre wohl der hereingemahlte blendende Farben-

streif der Grazie werth, die du eben durch ihn dem ganzen Kunstwerk raubtest? Am Materiellen des Bildes liegts eigentlich nirgends; allenthalben aber am schaffenden Geist, der das Ganze erfand und es noch jetzo hält und belebet.

6. **Also auch über den Grad der Lebhaftigkeit in den Bildern lassen sich eigentlich keine allgemeinen Gesetze geben.** Jedes Kunstwerk hat seinen Ton, seine fortgehaltene Melodie, in der nichts vorschreien, nichts verstummen muß; eine wachsende oder abnehmende Empfindung stimmt diese Modulation von Anfange bis zu Ende. So ists mit der Arbeit eines jeden Dichters, Schriftstellers und Künstlers: er haucht dem Werk seinen Genius ein, daß es seinen Ton tönet. Lebhaftigkeit der Bilder ist nirgend weder der Wahrheit noch Klarheit derselben entgegen; sie muß, wenn sie rechter Art ist, von jener unterstützt werden und diese

befördern. Selbst die sogenannte Verwirrung der Ode ist eine Verwirrung nach Regeln, d. i. eine höhere Ordnung.

Da nämlich in der Natur der Dinge keiner unsrer Sinne für sich allein wirket und wir immer eine Aeols-Harfe sind, die von mancherlei Winden und Elementen belebt werden: so beruhet die Lebhaftigkeit der Vorstellung gerade auf der Mannichfaltigkeit dessen, was wir beim Genuß dieses Gegenstandes damals auf Einmal fühlten. Der innere poetische Sinn weiß dieses so wahr und genau zusammen zu knüpfen, daß wir in seiner Kunstwelt abermals seine ganze lebendige Welt fühlen: denn eben die kleinen Umstände, die der kalte Verstand nicht bemerkt hätte, und die der kältere Afterverstand als Ueberfluß wegstreichet, sind gerade die wahresten Striche des eigenthümlichen Gefühls, also auch eben dieser Wahrheit

wegen von der entschiedensten Wirkung. Der sogenannte Ueberfluß in Homers Gleichnissen macht alle diese Gleichnisse erst lebendig: er sezet sie nämlich in Handlung und Bewegung, und so muß das lebendige Geschöpf nothwendig seine Glieder regen. Schneidet diese ab; der todte Rumpf wird weder stehen, noch wandeln.

Das Weitere, das ich über diese Materie zu sagen hätte, verspare ich auf eine Zergliederung der **Allegorie**, sofern solche der **Philosoph**, der **Dichter** und **Künstler** und zwar jeder in mancherlei Gattungen seiner Werke, zu mancherlei Zwecken brauchet. Hier sei es gnug für uns, das unerschütterliche Axiom zu bemerken, daß die ganze Welt für ein fühlloses Wesen eine todte Masse, für einen verworrenen Geist ein Chaos von Farben und für ein flaches Gefäß auch eine flache Tafel sei, ohne innere Zuverläßsigkeit und Wahrheit. Je genauer wir aber

Wahrheit bemerken, je lebhafter und tiefer wir sie fühlen, desto mehr schildern wir Wahrheit, wir mögen sie in Bildern oder in Empfindungen und Tönen betrachten. Alle diese Dinge fließen zusammen und bestimmen sich zuletzt nach dem Gegenstande, den das Gemälde der Natur vorstellt, nach dem Standpunkt in welchem man es siehet, nach dem Organ oder Ton der Empfindung, mit welchem man es zeichnet und bemerket. Es wird hievon die Rede seyn, wenn wir das schönste Gemählde der menschlichen Sprache, die lyrische Poesie, insonderheit die Ode in nähere Betrachtung ziehen werden.

II. Von der Dichtung.

Jetzt gehen wir unsres Weges fort und sehen, wie aus dem wahrgenommenen Bilde Dichtung werde? Und der Uebergang hiezu ist bereits gegeben. Liegt nämlich das was wir Bild nen-

nen, nicht im Gegenstande, sondern in unsrer Seele, in der Natur unsres Organs und geistigen Sinnes, der sich in jedem Mannichfaltigen immer ein Eins schafft, mithin immer, verständig oder unverständig, träumt und dichtet: so dürfen wir nur auf die innere Gestalt und eigne Art, oder gleichsam auf den Habitus unsrer Bilder-schaffenden Seelenkraft merken, so wird sich daraus die Art und Lieblingsmanier aller menschlichen Dichtung leicht ergeben. Wir dichten nämlich nichts, als was wir in uns fühlen: wir tragen, wie bei einzelnen Bildern unsern Sinn, so bei Reihen von Bildern unsre Empfindungs- und Denkart in die Gegenstände hinüber und dies Gepräge der Analogie, wenn es Kunst wird, nennen wir Dichtung. Wir wollen nur drei Hauptstücke des Habitus unsrer Empfindungsweise auszeichnen; alle andern werden sich daraus von selbst ergeben.

1. Alles was da ist, sehen wir wirken; und schließen mit Recht, daß der Wirkung eine wirkende Kraft, mithin ein Subject zum Grunde liege; und da wir Personen sind, so dichten wir uns an allem Wirkenden der Naturkräfte, persönliche Wesen. Daher nun jene Belebung der ganzen Natur, jene Gespräche mit allen Dingen um uns her, jene Verehrungen und Anschauungen derselben, als ob sie auf uns wirkten, jene Prosopopöien und Personificationen bei allen Völkern der Erde. Man schreibt sie meistentheils der Unwissenheit zu; wenn aber Unwissenheit ihre Mutter wäre, so ist doch der bemerkende Verstand ihr Vater. Von den innern Kräften der Natur wissen Wir so wenig, als eine Negernation weiß. Wir kennen zwar mehrere Wirkungen mehrerer Kräfte und haben sie nicht nur selbst nachzuahmen oder anzuwenden versucht, sondern auch untereinander besser geordnet; indessen bleibt auch bei uns jede Physik ei-

ne Art Poëtik für unsre Sinne, aus unsern Erfahrungen geordnet; und sobald unser Geist in andern Organen die Natur sähe, würde er nothwendig anders classificiren. Der sinnliche Mensch kann nun nicht anders, als sinnlich ordnen; und indem er in alles Wirkende seine eigne ganze Wirkungskraft hinüberträgt: so erscheinen ihm Götter in allen Elementen. Im rauschenden Wasserfall, im Meer, im Sturm, im Blitz und Donner, in der säuselnden Luft, in allen Bewegungen der Natur sind lebendige, wirkende, handelnde Wesen. Aus Reisebeschreibungen ist bekannt, daß dieser Glaube allen sinnlichen Nationen gemein sei; ja wie sollte ers nicht seyn, da auch wir ihn unter uns allen sinnlichen Menschen, Kindern, Weibern, Menschen in Leidenschaft, in Verrückung, im Traum der Gedanken, sogar in jedem Augenblick, da sie nicht auf ihrer Hut sind, gemein finden? Die Furcht, zumal in der Finsterniß, die Traurigkeit, Liebe, Sehn-

sucht, Verzweiflung und jede andre Leidenschaft macht in unvermutheten Augenblicken uns alle noch zu Wilden, denen bald dieser, bald jener Gegenstand zu leben scheint und in sonderbaren Eindrücken auf sie wirket. In der Kindheit sehen wir lange Jahre die Welt so an und in Träumen kommen uns solche Personificationen der Kindheit häufig wieder. Der Zustand unsrer kalten Besonnenheit ist ein künstlicher, durch Erfahrung, Lehre, und Gewohnheit allmälich erworbener Zustand, dessen Besitz uns in völlig unerwarteten Fällen zu erhalten oft schwer wird.

Daß nun jede Nation der Erde sich diese Personificationen nach eigener Art bilde, bedarf keines Erweises; alle Reisebeschreibungen, alle Mythologieen sind davon voll und ich wünschte, daß wir ein Nymphäum dieser Phantasieen unsers Geschlechts, rein gesammlet und klimatisch ausge-

legt, besäßen. Es wäre die Geschichte eines vernünftigen Wahnsinnes, in welchem, wie Polonius von Hamlet sagt, allenthalben Methode statt findet; eine sehr mannichfaltige Blumenlese, die Probe vom Reichthum und der Armuth aller menschlichen Erfindung.

2. So natürlich es dem Menschen scheinet, daß alles Wirkende Person sei: so kann er sich auch keine andre Art der Wirkung als die in seiner Natur liegt, Thätigkeit und Leiden, Empfangen und Geben, Liebe und Haß, am Ende endlich nichts als die beiden Geschlechter denken, in welche die Natur ihre belebtesten Wesen getheilt hat. Bei Menschen, bei Thieren, ja sogar bei Pflanzen und Bäumen sehen wir dieselbe; warum sollten sie hier aufhören und nicht auch bei den höhern elementarischen Wesen, bei den Kräften der Natur selbst stattfinden, da ja alles in der Schöpfung giebt oder

nimmt, wirkt oder genießt, einander hasset oder liebet? Und so ward der Himmel mit Göttern und Göttinnen, so wurden die Elemente mit Wesen erfüllt, die sich einander fliehen oder anziehen, einander fördern oder zerstören. Die Natur ward ein Kampfplatz verschiedner, gegenseitiger, sich einander einschränkender oder einander beistehender Kräfte; und ist sie etwas anders? Selbst die Philosophie der Naturgeschichte muß nach Verwandtschaften, nach Aehnlichkeiten und den beiden Geschlechten ordnen; sie kann nicht anders. Auch diese Sprosse der Dichtung ist uns also in der Analogie der Natur gegeben; der menschliche Sinn bemerkte, die Phantasie mahlte aus. Sogleich floß aus dieser eine andre Quelle der Dichtung, nämlich:

3. **Die Erzeugungen und Geburten aller Naturerscheinungen, ihr wechselnder Zustand des Todes und Lebens.** Aus ver-

einigender Liebe sahe man neue Wesen hervorgehn, im zerstörenden Kampf andre Gestalten verschwinden; was war also natürlicher als jene Theogonieen, Kosmogonieen und Genealogieen erscheinender und verschwindender Naturformen, von welchen alle Mythologieen der Erde voll sind.

Dies sind die drei simpeln Ideen, aus welchen sich alle Dichtung des menschlichen Geistes hervorgesponnen hat; ja ich zweifle ob es eine vierte gebe. Sie heißen

1. Personification wirkender Kräfte.

2. Liebe und Haß, Empfangen und Geben, Thätigkeit und Ruhe, Vereinigung und Trennung, kurz zwei Geschlechter.

3. Aus zwei vereinigten Dingen ein Drittes, aus zwei widerstrebenden Wesen Untergang des Einen. So

erklärte man aus dem Seyn das Werden, den Tod aus dem Leben.

Die älteste Mythologie und Poetik also ist eine **Philosophie über die Naturgesetze**; ein Versuch, sich die Veränderungen des Weltalls in seinem Werden, Bestehen und Untergehen zu erklären. Dies ist sie bei dem tummsten Neger und ists bei dem klügsten Griechen gewesen; weiter kann, mag und will der menschliche Geist nicht dichten. Denn was sollte es sonst heißen: dichten? Etwa ex professo wie Satanas lügen? In einer menschlichen Seele begreife ich dies Wort nicht, außer sofern sie völlige Absurditäten zusammensetzte und damit selbst ungereimt würde. Der Mensch erfindet nur aus Armuth, weil er nicht hat: er wähnt und dichtet, weil er nicht weiß. Und auch dann ist der Wahn seiner Dichtung eigentlich nichts als **sinnliche Anschauung**, von seinem bemerkenden innern

Sinn mit dem Gepräge der Analogie bezeichnet. Eigentlich und absolut kann der Mensch weder dichten, noch erfinden; er würde damit der Schöpfer einer neuen Welt. Was er thun kann, ist, Bilder und Gedanken paaren, sie mit dem Stempel der Analogie, insonderheit aus sich selbst, bezeichnen; dieses kann und darf er. Denn alles was Bild in der Natur heißt, wird solches nur durch die Empfängniß und Wirkung seiner bemerkenden, absondernden, zusammensetzenden, bezeichnenden Seele.

Es verstehet sich von selbst, daß solange diese Dichtung bei einer Nation blos Sage war, sie Theils ein ungeprägtes Gold blieb, Theils gar bald sehr verfälscht werden mußte. Verfälscht mußte sie werden, weil beinah jeder Sagende dazuthat oder abnahm, auch ohne daß ers wußte und wollte. Einige klare, kühne, lebhafte Geister hatten erfunden und erzählten vor; schwächere Kö-

pfe begriffen halb oder gar nicht; sie erzählten indeß weiter. So wurden endlich Sagen ohne Sinn, Bilder ohne Verstand und Deutung. Mit den Geschlechtern kamen historische Umstände in die Erzählung und mußten hineinkommen, eben weil es Familiensage, Tradition der Kindheit war. Keine Mythologie der Welt hat sich also rein erhalten können, oder sie wäre keine Mythologie gewesen. Phantasieen über die Natur und Begegnisse des Geschlechts, der Nation, des Lebens webten sich zusammen; und so wenig jene eine reine Physik waren, so wenig waren diese eine reine Geschichte. In keiner von beiden aber wollte der menschliche Geist geflissentlich weder dichten noch lügen; er schauete an, und bemerkte, er druckte sich, so gut er konnte, in einer mit dem Gegenstande nicht zusammenhangenden, unvollkommenen, symbolischen Sprache aus und was noch mißlicher ist, er erzählte. Von Kind zu Kind ging die Sage fort und alle Dich-

tungen derselben wuchsen wie der gewälzte Schneeball in Gutem und Bösem. So schritt die Sage als eine Tochter des Gedächtnisses weiter, bis sie Kunst ward und diese Kunst hieß Dichtkunst. Das rohe Gold ward gepräget und die Sage selbst wars, die diese Prägekunst aufbrachte.

Jeder Erzähler nämlich will gut erzählen und da Er als Unterrichter der Weisere ist, so will er auch seinen Unterricht angenehm, dauerhaft, lebhaft, kurz auf die vollkommenste Weise einprägen. Hiemit war die Dichtkunst erfunden. Dieser Erzähler nämlich erfand seinen ererbten oder erworbenen Gedanken neue, stärkere, lebhafte, liebliche Bilder und Worte; jener den Worten abgemessene Sylbenmaaße, liebliche Töne. Die Geberdensprache brachte den Accent, die Modulation des Tanzes ausgesuchte Metra in die Rede und so war, ohne daß man beinah wußte durch wen? die Dichtkunst da. Jede Nation, die

sie nicht aus der Eltern Hause mitbrachte, erfand die Ihrige und mit jeder neuen Form nahm Bild, Sage und Dichtung auch eine neue schönere Gestalt an. Bei allen Völkern also, die ihre Mythologie nicht durch Gesänge und Lieder, durch Vorstellung, Kunst, den Tanz und zuletzt durch die Schrift verfeint haben, ist sie ein rohes Chaos geblieben; wie z. B. die meisten Negervölker und viele Amerikanischen Nationen zeigen. Sobald der Peruaner aber seine Regengöttinn und ihren Bruder, den Donnerer, in ein Lied brachte, ründete sich die Dichtung. Jene rohen Schlacken der alten Sage wurden weggeworfen und durch jeden Gesang, durch jedes neue Sylbenmaas im Liede, durch jedes neue System eines epischen Mährchens, einer dramatischen Vorstellung, endlich gar einer sittlichen, philosophischen Anwendung wurde dies Bild, jene Allegorie feiner geschlungen, vester geordnet. Kurz, nachdem ein Volk poetisch

oder nicht poetisch war, nachdem hat sich auch seine Mythologie und Speculation ausgebildet oder ist roh geblieben, wie dies alles der große Markt der Völker auf jeder Stuffe ihrer Cultur beweiset.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns nach Angabe dieses Ursprunges der Dichtkunst auf jede Gattung derselben einlassen und ihre Entstehungsart untersuchen wollten. Wie diese Gattungen in unsern Lehrbüchern vorgezählt werden, sind sie eigentlich nicht philosophisch, sondern historisch gesondert; man ist der Geschichte gefolgt, wie hie und da, insonderheit unter Griechen und Römern, die Eine oder die andre mit einem besondern Namen bezeichnet worden, damit man, dem Zweck eines Lehrbuchs gemäß, aus ihren Vorbildern Regeln herleiten oder Regeln durch Exempel erweisen könnte. Ich zweifle also nicht, daß neben diesen Gattungen und Namen nicht noch andre möglich und wirklich

seyn sollten, wenn man sie nämlich philosophisch unterschiede: denn Griechen und Römer haben auch im Reiche der Dichtung nicht alles erschöpfet. Gegentheils gehen Manche dieser Classen unter Eine Gattung zusammen und vielleicht liessen sich alle unter drei oder vier Worte, der epischen, lyrischen, dramatischen und schlechthin lehrenden Poesie begreifen. Die epische Poesie erzählt die Sage einer Handlung, einer Begebenheit oder Geschichte, es möge solche von Göttern oder Helden, von Menschen oder Thieren, von Bürgern oder Hirten vollführt seyn; und die dramatische stellt diese Handlung, sie sei traurig oder frölich, unschuldig oder lasterhaft, wirklich vor, als ob sie vor uns gehandelt würde. Die lyrische Poesie singt; es sei nun Freude oder Leid, Haß oder Liebe, Unterricht für sich oder für andre, gnug sie moduliret eine eigne Empfindung. Fällt diese Modulation weg und es bleibt blos eine mit poetischem Schmuck

gezierte Lehre: so wäre dies die dogmatische Poesie, die aber immer doch an Einer oder mehrerer der vorigen Gattungen theilnehmen und von ihnen ihren Schmuck borgen mußte, wenn sie ihres Namens werth seyn wollte. Wir lassen vorjetzt diese Gattungen der Dichtkunst dahingestellt seyn, um nur Einer derselben, die mit der ältesten Sage und Dichtung nahe verwandt ist, eine nähere Aufmerksamkeit zu schenken; es ist dies die sogenannte Aesopische Fabel. Jeder kennet dieselbe aus gemeinen Begriffen und Beispielen; daher wir mit keiner Erklärung anfangen dürfen, sondern diese vielmehr aus dem Ursprunge der ganzen Gattung aufsuchen wollen: denn auch hier zeigt die Entstehung das Wesen der Sache selbst.

III. Von der Aesopischen Fabel.

Wenn es der menschlichen Seele eine eigene, fortwährende Beschäftigung ist, sich Bilder zu

schaffen, sie aus dem Chaos der Naturgestalten zu sondern, ihre Wirkungsart zu bemerken und solche mit einem Namen, den ihr der anschauende Sinn gab, zu bezeichnen: so konnte es unmöglich fehlen, daß nicht bald auch die äsopische Fabel entstehen mußte. Der Mensch siehet nur, wie ein Mensch siehet; aus seiner Brust trägt er Empfindungen und Leidenschaften in andre Geschöpfe, aus seiner Vorstellungs- und Handlungsweise also auch Absichten und Handlungen zu ihnen hinüber; er siehet alles in seiner Person, nach seinem Maaße. Dies nannten wir **Dichtung**; und wenn er diese Anschauungen nun so stellet und ordnet, daß er in ihnen einen Erfahrungssatz oder eine praktische Lehre für sich anerkennet und daraus absondert, so ist die äsopische Fabel gegeben. Mögen in ihr Götter, Thiere, Bäume oder Menschen handeln; gnug wenn die Anschauungskraft unsrer Seele sie als Handelnde wähnen und die Abstraction

aus ihrem Betragen eine Lehre fürs menschliche Leben absondern mag. Demnach ist die äsopische Fabel sofern nichts als eine **moralisirte Dichtung.**

Auf einmal treten wir durch diesen angegebnen Stand aus einem Netz von Fragen und Widersprüchen hinaus, welches man sich in der Theorie der Fabel vielleicht unnöthig vor die Füße knüpfte. Z. B.

1. **Warum handeln Thiere in derselben? Etwa des Wunderbaren oder der Bestandheit ihrer Charaktere wegen?**

Thiere handeln in der Fabel, **weil dem sinnlichen Menschen alles Wirkende in der Natur zu handeln scheinet;** und welche wirkende Wesen wären uns näher als die Thiere? Ein Kind zweifelt niemals, daß die lebendigen Geschöpfe, mit denen es umgeht, ge-

wissermaaße seines Gleichen sind, also auch seiner Art nach begehren, wollen und wirken. Es hält sie, selbst wenn es sie quält, nicht für leblose Cartesische Maschienen. Mit allen sinnlichen Völkern ists dasselbe. Der Araber spricht mit seinem Roß, der Hirte mit seinem Schaaf, der Jäger mit seinem Hunde, der Neger mit seiner Schlange, ja der arme Gefangene endlich mit seiner Spinne und seiner Maus. Je mehr der Mensch eine Thiergattung kennen lernt und mit ihr vertraulich umgeht, desto mehr gewöhnen sich beide an einander und theilen einander von ihren Eigenschaften mit. Er glaubt, sie zu verstehen und wähnt, daß sie ihn verstehe; also ist der Grund der kühnsten äsopischen Fabel, dem Wahn der Menschen nach, beinah als Erfahrung, als **historische Wahrheit** gegeben. Allerdings sind die Gattungen der Thiere in ihren Fähigkeiten einander sehr ungleich: sie werden uns auch immer unbemerkbarer und unverständ-

licher, je unähnlicher sie uns sind oder je entfernter sie von uns leben; den hochmüthigen Wahn indessen, daß das geringste Thier in seinen Wirkungen und Fähigkeiten ein dem Menschen ganz Ungleichartiges sei, sollte endlich die stolze Unwissende, die Metaphysik aufgeben: denn er wird durch die Naturgeschichte reichlich widerlegt. In ihrem ganzen Habitus des Lebens sind Thiere Organisationen, wie es der Mensch ist; es fehlt ihnen nur die menschliche Organisation, und das große Werkzeug unsrer abstrahirten, symbolischen Erinnerungen, die Sprache.

Also ists eigentlich nicht des Wunderbaren wegen willkührlich ersonnen, daß Thiere sprechen; a) es war ein alter Glaube des sinnlichen Wahns der Menschen, der durch das Ansehen der Sage bekräftigt, sich von den ältesten Zeiten

a) Breitingers Meinung in seiner lehrreichen Critischen Dichtkunst, Abschnitt 7.

heraberbte. Niemand hatte etwas dagegen, wenn jedes Thier sprach, wie es in seinem Charakter, in der von ihm bekannten Lebensweise etwa sprechen konnte; und dem Ueberklugen, dem daran ein Zweifel ankam, durfte man nur sagen: „Es war einmal! Es war eine Zeit, da die Thiere sprachen, da also auch der Fuchs und die Schlange sprach; jetzt sprechen sie dir nur in einem erdichteten Mährchen.„ Dem Kinde und dem anschauenden sinnlichen Menschen kam der Zweifel nicht ein; und das um so weniger, je mehr er mit ihnen bekannt war und ihre Sitten vor Augen hatte. Für Kinder und das Volk aber ward eigentlich die Fabel erzählet.

Wenn man also nicht sagen kann, daß die Thierfabel blos des Wunderbaren wegen erfunden sei, wäre sie etwa blos der allgemein bekannten Bestandheit des Thiercharak-

ters wegen, ersonnen worden? b) Ausschließend glaube ich auch dieses nicht: denn die Bestandheit im Thiercharakter war zwar Eine, aber nicht eben die Erste und Einzige der Eigenschaften, die man im Reich der Thiere bemerkte und in der Fabel dem Menschen lehrreich zu machen suchte.

Viel andre Eigenschaften des Thiercharakters waren ihm lehrreich, da ja der ganze Habitus der Thiere, eines jeden nach seiner Art, der Lebensart des Menschen zumal in seinem früheren Zustande sehr ähnlich war, mithin auch seiner Anschauung sehr nahe lag. Diese Aehnlichkeit, dies durchgängige analogon rationis humanae, das auch der eigensinnigste Philosoph anerkennen muß, drängte sich dem Menschen auf und so war die fabelnde Dichtung dem anschauenden Natur-

b) Leßings Meinung in seinen Abhandlungen über die Fabel S. 181. u. f.

weisen von der Natur selbst vorgezeichnet. Wollen wir dies Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit nennen: so war diese **Wahrheit der Analogie**, mit der ihr beiwohnenden **Lebhaftigkeit** und **Klarheit** die Ursache der Fabel: denn eben dadurch gewann sie alle drei Stücke, die ein Bild oder eine Allegorie haben muß, um sich der menschlichen Seele zu empfehlen. Unter dieser Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit war nun sowohl die **Bestandheit** der Thiercharaktere, als ihre **Verschiedenheit**, mithin der **Reichthum**, die abwechselnde **Neuheit**, das **Unerwartete** der **Belehrung**, die anschaulichste **Einfalt**, ja Alles enthalten, was man sonst von der Thierfabel zu rühmen pfleget; wovon doch das Meiste sich auf **anschauliche Aehnlichkeit** zurückführen ließe. Die Aesopische Fabel nämlich war gleichsam die Grenze zwischen Dichtung und Moral. Sie flog durch alle Räume der Natur, ja durch ein „man sagt„ in die

vorige Zeit zurück, und sog aus allem, was ehemals sinnliche Anschauung gewesen war, den Saft einer Lehre. Aus diesem Standort muß man sie, wie mich dünkt, nie entfernen: denn von abstracten Philosophen für abstracte Philosophen ward sie nicht erfunden. Also wird sich auch sogleich die zweite Frage beantworten:

2. **Wie müssen die Thiere in der Fabel handeln? Als Thiere oder als Menschen?**

Mich dünkt, als Thiere; aber Menschen ähnlich. Die anschauliche Wahrheit und sinnliche Ueberzeugung beruhet ja eben darauf, daß der Fuchs als Fuchs, der Löwe als Löwe spreche und handle. Durchbreche ich diese Schranken der Anschauung und erhöhe den Charakter der Thiere so hoch über ihre Sphäre, daß die Täuschung verschwindet: so wird, wie Lessing sinnreich sagt, der witzigsprechende Esel der

Sittenlehrer, der Fabulist hingegen der Esel seyn, der ihn so ungereimt metamorphosirte. Also leidet die Behauptung nothwendig eine Einschränkung, c) „daß wenn man den Thieren einmal Freiheit und Sprache zugestanden, man ihnen zugleich alle Modificationen des Willens und alle Erkenntnisse zugestehen müsse, die aus jenen Eigenschaften folgen, auf welchen unser Vorzug vor ihnen einzig und allein beruhet.„ Denn dieser Ausspruch könnte nicht anders als alle sinnliche Anschauung und gefühlte Wahrheit einer so erhöheten Fabel rauben. Ists allenthalben nur der verkappte Mensch, der geistreiche, witzige Sittenlehrer, der unter dem Gewande der Thiere spricht: so mag dies Maskenspiel freilich ergötzen, man kann auch in ihm viel Gutes lernen und hören; die eigentliche äsopische Fabel aber ist damit zerstöret. Nach dieser spricht

c) Leßings Abhandlungen S. 208. 209. u. f.

jedes Thier genau nur in seinem Kreise, nach seinem Charakter; d) nicht als Mensch, sondern nur Menschenähnlich. Die menschliche Seele ist gleichsam unter alle Thiercharaktere vertheilt, und die Fabel sucht diese vertheilte Vernunft nur hie und da zu einem Ganzen zu bilden. Ihr süßester Reiz ist eben diese treue Einfalt, diese Beurkundung aus kleinen Zügen der Natur und aus der ganzen Sphäre des thierischen Lebens. Je genauer der Esel so spricht, daß, wenn ihm wie Bileams Esel der Mund aufgethan würde, er nicht anders, als also sprechen könnte: desto wahrer und anmuthiger ist die Fabel. Daher jener unnachahmbare Reiz so vieler alten morgenländischen, griechischen und aller Nationen Fabeln, die im Stande der Natur den Thieren

d) Leßing selbst schränkt durch diese Bestimmung seine eben angeführte Behauptung ein S. 208. 209. In Bodmers Untersuchung der Leßingschen Theorie S. 201. ist diese Einschränkung ausgelassen worden.

näher als wir lebten. Durch sinnliche Anschauung nämlich hatten sie den Habitus der Thiere erfaßt und konnten gleichsam nicht anders als in ihrer Sphäre dichten. So gemein zuweilen die Lehre ist, die sie das Geschöpf sagen lassen: so mächtig dringt sie uns ans Herz, als ob der Naturgeist selbst aus diesem Wesen spräche. Die feinere Fabel, da das Thier als Philosoph räsonniret, mag für uns feinere Menschen seyn, deren Gaum von stärkern Gewürzen gereizt werden muß, wenn er an dieser Milchspeise Geschmack finden soll; einfältigere Nationen würden in einer Reihe Fabulisten dieser Art ihren alten Aesop schwerlich erkennen, und sich oft wundern, warum man zu diesen unthierischen feinen Sprüchen die Masken der Thiere brauchte.

3. Wieweit erstrecket sich das Gebiet der Fabel auch dies- und jenseits dem Reich der Thiere?

Mich dünkt, soweit als der Fabulist sich getrauet, seiner gedichteten Handlung Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit, kurz der Lehre, die er im Sinn führet, Anschauung geben zu können. Weiter lassen sich hier keine Grenzen zeichnen. Einer Nation, die unter Bäumen lebt, sprechen die Bäume: es ist ihr nicht anstößig, daß Einer vor dem Andern König seyn will, denn wie verschieden ist das Ansehen, der Nutzen und Rang der Bäume dem sinnlichen Menschen! Es ist ihr nicht befremdend, daß Ein Baum die Tochter des Andern zur Braut begehret: denn sie kennet die Geschlechter der Bäume und hat selbst Bäume durch Bäume einimpfend veredelt. Ihre Sprache ist dazu eingerichtet, daß Ausdrücke solcher Art, z. B. die Tochter des Baumes, der König der Bäume, durchaus nichts Auffallendes mehr haben, weil sie in andern Dichtungen längst und

kühner gebraucht sind. So erzählte Jotham, e) so ließ Joas eine kühne Baumfabel dem werbenden Könige zur Antwort sagen f) und in beiden Fällen war der Sinn der Dichtung keinem Zuhörer fremde. Gleichergestalt werden bei allen sinnlichen Völkern Berge, Flüsse, Quellen, Sonne und Mond, Gestirne, Wind, Wolken für beseelt geachtet und es liegt sodann nicht ausser der Sphäre ihrer Anschauung, wenn Geister der Berge, der Ströme, der Quellen, der Gestirne, wenn Wind und Wolke zu einander sprechen und gegen einander wirken. Alles kommt hier, wie man sieht, auf den anschauenden Sinn des Erfinders, auf die Art, wie er die wirkenden Wesen zusammenstellt und aus ihnen seine Welt dichtet, endlich auf die National- und individuelle Denkart der Zuhörer an, denen er seine Fabel vorträgt. Wenn für Leser eine Fabel geschrieben wird, so ist dies schon zwiefache Kunst

e) Richter 9, 7. f) 2 Kön. 14, 9.

oder eine Fabel der Fabel: denn auf der lebendigen Situation der Zuhörer, die da hörten und des Redners, der zu ihnen sprach, beruhete eigentlich der Zweck der ersten Erfindung. Als Menenius Agrippa dem versammleten Römervolk seine Fabel vom Magen und den Gliedern vortrug, dachte er gewiß nicht daran, ob auch Zuhörer seyn würden, die philosophische Skrupel darüber faßten, daß weder Magen, noch Hand und Fuß sprechende Wesen oder Römische Bürger wären. Er trug seine Fabel vor und sie gelang: denn der Sinn derselben war dem aufgebrachten Volk anschaulich und überzeugend. So ists mit allen Fabelwesen, sie mögen auf der Leiter der Dinge über oder unter das Thierreich von uns gestellt werden. Hat mich der Dichter durch die Anschauung, die er mir gewähren wollte, nicht sinnlich überzeugen können, daß diese Wesen handeln, daß sie mir diese Lehre, als eine ihrer Natur nothwendige Lehre, sagen: so hasse

ich den Fabulisten, er möge Götter oder Töpfe, verständige Wesen oder, wie Triller, unvernünftige Hemde auf den Schauplatz der Fabel führen. Gleich von Anfange dieser Abhandlung bemerkten wir, daß selbst bei dem, was wir Bild nennen, für uns alles an der Seele liegt, die sich das Bild denket; wer also auch im Reich der Fabel aus völligen Ruinen oder sehr baufälligen Materialien mir einen Pallast herzustellen weiß, daß er bewohnt werde, der ist für mich dieses Pallastes Dichter und Schöpfer.

Ich berge es daher nicht, daß mir jene mancherlei Eintheilungen der Fabel in die mythische und hyperphysische, die mythisch- und hyperphysisch sittliche, die mythisch- und hyperphysisch vernünftige, die wahrscheinliche und wunderbare, die wunderbar-göttliche und wunderbar-thierische, die kosmische und heterokosmische u. f. ei-

ne vergebliche Mühe ihrer sinnreichen Erfinder dünken. Ob die Wesen, die uns ihre Handlung gegenwärtig machen, Götter, Menschen oder Thiere sind? kann dem Zuhörer gleichgültig seyn, gnug wenn sie im lehrreichen Wesen ihrer Handlung nur in seine Welt gehören, da eben ihm die Fabel erzählt wird. Wesen außer unserer Welt kennen wir überhaupt gar nicht, noch minder eine Moral außerhalb dem Kreise der Menschheit; und aus welchem Fach vom Linneischen Natursystem die Geschöpfe der Fabel genommen seyn, kann uns nicht interessiren, sobald wir das Hauptgesetz der Dichtung an ihnen erfüllet sehen. Auch die Götter Aesops gehören zu unsrer Welt, zur Welt der Sage nämlich und einer den Menschen angemessenen nutzbaren Lehre; das Mehr und Minder im Analogon ihrer Vernunft, wenn solches Charakter-mäßig beobachtet worden, ändert nichts im Wesen der Fabel.

LB Coburg

Indessen verdient Eine Classe der handelnden Personen eine nähere Erörterung; es sind die **allegorischen Wesen der Fabel.** Darf der **Verstand**, kann die **Phantasie**, der **Neid**, das **Glück**, das **Schicksal** u. s. in ihr erscheinen oder nicht? Mich dünkt, ja! Jedes erscheine, wenn es erscheinen **kann**, wenn der Dichter sich getrauet, ihm Anschauung und gleichsam handelnde Substanzialität zu geben. Kann er dieses, so ist die Person ein Gott, ein Genius oder ein Dämon; kann ers nicht, bleibet sie in seiner Dichtung ein Gestaltloses Wort, eine Abstraction, ein Name: so ist sie ein Fehler seines Werks, nicht weil sie Allegorie, sondern weil sie kein Wesen ist, dem Er Sprache und Handlung zu geben vermochte. Also kommt auch hier alles auf die Kunst des Dichters und auf den Zusammenhang an, in welchen er sein Figment setzte. Niemand tadelt es an einem Fabulisten, wenn er den Tod, den Genius des Schlafs, den

Schutzgeist des Menschen, oder eine Fee, eine Nymphe, eine Najade handelnd einführt; gnug, wenn sie in ihrem Charakter handelten, und sich in ihrer Wirklichkeit darstellten. Denn getraueten sich die Alten Götter und den Tod, oder Shakespear Gespenster und Schatten sogar auf den dramatischen Schauplatz zu bringen; wie sollte es nicht möglich seyn, daß der Fabeldichter einen Geist oder eine erdichtete Wortgestalt auf den viel engeren Schauplatz seiner Dichtung zaubre und ihm so viel treffende Anschaulichkeit gebe, daß diesen Augenblick niemand an seinem Daseyn zweifle? Allerdings aber muß er seiner Zauberkunst gewiß seyn: denn sonst wird jede solcher Erscheinungen lächerlich, abgeschmackt oder wenigstens unkräftig, insonderheit wenn weder die Natur, noch die Sage den Wahn, den er uns aufdringen will, vorbereitet, unterstützet und festhält. Wesen solcher Art können nicht vorsichtig gnug, dazu nur an gehörigem Ort mit

Anstand und Würde erscheinen; oder sie zergehen wie Luftblasen; sie sausen unserm Ohr wie ein nichtiger Wortschall vorüber, und die Mühe des Dichters ist verlohren.

4. Was ists, das uns in der Fabeldichtung anschaulich gemacht wird? Ists ein bloßer Erfahrungssatz oder eine moralische Lehre?

Mit dem einzigen Exempel einer holbergschen Fabel, aus welcher erhellet, „daß keine Créatur weniger in der Zucht zu halten ist, als eine Ziege„ hat Lessing treffend gnug gezeigt, g) daß nicht jeder Erfahrungssatz, nicht jede nichtige Lehre der Mühe einer Fabeldichtung werth sei; und woher käme ein großer Theil der so unbedeutenden Fabeln, mit denen die Welt überschwemmet ist, als eben auch des nichtigen Ziels wegen, das sie ihrer Mühe zum Zweck setzten?

g) S. 131.

Sobald ich einen jeden Allgemeinsatz auf einen besondern Fall zurückführen, ihm in einer erdichteten oder wahren Geschichte die Wirklichkeit ertheilen und ihn nachher aus derselben durch eine leichte chymische Kunst wieder abziehen will: so ist nichts leichter, aber auch nichts armseliger, als die Fabeldichtung.

Also, sagt man gemeiniglich, sei es ein allgemeiner moralischer Satz, der in der Fabel erscheine.

Ein allgemeiner moralischer Satz? Indessen gehe ich der besten Fabeldichter beste Fabeln durch und finde in einer beträchtlichen Anzahl derselben nicht eben einen moralischen Satz kenntlich, oder das Wort müßte in einem eignen Sinne genommen werden. Oft sind es wirklich nur interessante Erfahrungssätze, Regeln der Klugheit u. s.; auf welche in sehr schönen Dichtungen der Dichter es anlegte. Ueberdem ist das

Wort moralischer Satz an sich unbestimmt und undeutlich. Soll es eine wirkliche Pflicht der Moral seyn, die mich Thiere lehren? Wie könnte ich diese von einem Thier, einem an sich unmoralischen Wesen, das nur in seinem Charakter handelt und nur in ihm handeln muß, lernen? Der Fuchs bleibt immer ein Fuchs, der Wolf ein Wolf, der Löwe ein Löwe; und ich laufe Gefahr, die ungerechtsten, für uns unsittlichsten Allgemeinsätze zu abstrahiren, wenn ich dem Instinktmäßigen Betragen dieser Thiere blind folgte. Da wäre keine Gewaltsamkeit, keine List, keine Blutdürstige Frechheit, die sich nicht aus dem Beispiel eines Thiers durch eine Fabel beschönigen ließe, so daß eben aus der durchgängigen Bestandheit ihres Charakters zuletzt kein anderer als der allgemeine Fabelsatz folgte: „jeder gehe seinem Instinkt mit Thierbestandheit nach: denn der Fuchs muß ein Fuchs seyn, bis ans En-

de seines Lebens." Eine Fabelmoral, die alle Moral aufhübe.

„Aesop, sagt Leßing, machte die meisten seiner Fabeln bei wirklichen Vorfällen. Er mußte also die Aehnlichkeit seiner erdichteten Geschichte mit dem gegenwärtigem Vorfall faßlich machen, und zeigen, daß aus beiden sich eben dieselbe Wahrheit bereits ergebe oder gewiß ergeben werde. h)" Ist dies, (und der Umstand ist eben so bekannt als unläugbar;) so wars offenbar weder eine abstrakte Wahrheit, noch ein allgemeiner moralischer Satz, auf welche der Fabeldichter arbeitete; es war ein **besondrer praktischer Satz**, eine **Erfahrungslehre für eine bestimmte Situation des Lebens**, die er in einer ähnlichen Situation anschaulich und für den gegenwärtigen bestimmten Vorfall anwendbar machen wollte. Und hiemit ist unsre Frage aufs deutlichste beantwortet.

h) S. 114.

Nun unterscheidet man zwar zwischen einfachen und zusammengesetzten Fabeln; „jene, sagt man, sei die Fabel mit der bloßen Lehre, diese mit dem Falle der Anwendung zugleich.„ Allein was ist eine Lehre ohne Anwendung? Muß, wenn die Fabel von mir gefaßt werden soll, ich mir bei dem abstrakten Satz derselben nicht sogleich einen bestimmten Fall denken, in welchem er mir wieder erscheine? Und woher käme abermals das Langweilige und Nutzlose vieler unsrer Fabelbücher, als unter andern auch von jenen wankenden, dürren Todtengestalten allgemeiner, unbestimmter, vielleicht unanwendbarer Lehren, zu deren Anerkänntniß der Leser die Mühe seiner Fabelreise schwerlich bedurfte. Das schöne Anziehende der Fabeln Aesops und andrer alten Dichter, entsprang eben daraus, daß die Fabel auf einen gegenwärtigen Fall des Lebens einen äußerst passenden Fall der Dichtung darstellte, in welchem kein Um-

stand vergeblich war, der nicht eben der gegenwärtigen Situation Licht und Leben geschenkt hätte. Aus der Fabel mit der abstrakten Lehre ist diese anziehende Seele der Fabel verschwunden; ein nackter Körper hängt am Kreuze da und die Aufschrift dessen, was er bedeuten soll, hängt unter dem Kreuze. Jeder Lehrer, der seinem Lehrlinge eine Fabel dieser Art nur einigermaaßen nützlich machen will, muß zu ihr eine zweite fehlende Hälfte, den Fall der Anwendung nämlich, so gut er kann, erfinden; oder er ziert den Kopf des Kindes mit einem trocknen Allgemeinsatz und erntet leere Hülsen.

Es giebt also eigentlich keine einfache Fabel; jede ist zusammengesetzt aus dem wirklichen Fall, auf welchen sie angewandt werden soll und aus dem erdichteten, den eben für ihn der Fabellehrer aussann. Daß die schriftlichen Sammler der Fabeln Aesops die Eine, die wahre und wirkli-

che Situation nämlich oft ausließen, kam daher, daß sie solche entweder nicht wußten oder daß sie sich die Mühe verkürzten. Sie setzten dafür eine nackte, bisweilen gar eine falsche und verzogne Lehre hin und überließen jedem Lesenden die Anwendung; oder sie glaubten den Fall der Anwendung in die Lehre selbst schon verborgen zu haben, wie es auch zuweilen wirklich geschehen war. Die ältern wahren Fabeln indeß, deren Entstehung man weiß, sind jederzeit mit diesem Gegenstück ihrer Dichtung aufgezeichnet worden, wie die Fabel Jothams und Joas, Nathans Parabel, die Dichtung des Stesichorus, des Menenius Agrippa, sehr viele die in den Geschichten und andern Schriften der Morgenländer vorkommen, ja auch selbst als Sammlung das ganze Buch Kelileh und Damne zeiget. Nur den Sammlern haben wirs zuzuschreiben, daß wir die Lockmannischen und Aesopischen Fabeln so abgekürzt, gleichsam als Enthymemen der

Fabeldichtung vor uns sehen; wie sie denn auch sonst der Gnomen, Sprüche und Sprüchwörter gnug zusammengetragen haben, ohne daß sie es wußten und sagen konnten: woher oder wozu jeder Spruch ursprünglich erfunden wäre? Nachahmende Fabulisten, die für Bücher schrieben, fanden diese Abkürzung sehr bequem, da sie ihnen die Mühe ersparte, einen Fall der Anwendung sich selbst zu erdenken; und warum hätten sie damit den Leser belästigen wollen, da sie zum Zeitvertreib oder zur moralischen Provision aufs Gerathewohl der Zukunft schrieben? Daher nun die unerträgliche Langeweile, wenn wir eine Reihe Fabeln ohne Anwendung auf **bestimmte Fälle des Lebens** nach einander lesen. Es ist als ob uns ein Sack voll moralischer Lehren und Anschauungen über das Haupt geschüttet würde, da, wenn jede dieser Fabeln in einer Geschichte an Stell' und Ort vorkäme, sie unstreitig ihre Wirkung thäte. Das ist aber einmal das Schick-

sal aller Sammlungen, sie mögen Fabeln, Lieder, Epigramme, Sprüche und was es sei, enthalten: man giebt zerstreute Blätter; Blumen, die ihrer Wurzel entrissen sind und also wie auf einem Todtenbett verwelkt trauren. — Wie angenehm ists im Gegentheil, wenn man bei Aesop und Phädrus, bei Leßing, Hagedorn, Gleim, Gellert, Lichtwehr u. a. hie und da eine zusammengesetzte Fabel lieset. Man fühlt sich gleichsam befriedigter und wird gewahr, daß billig eine jede Fabel so erfunden seyn oder so angewandt werden sollte. Leßing insonderheit ist in den zusammengesetzten Fabeln sehr glücklich.

Ferne seis von mir, die einfache Fabel aus unsrer jetzigen Bücherwelt zu verbannen oder einen müßigen Kopf aufzufordern, daß er zu jedem Werk jeglichen Meisters eine zweite Hälfte hinzufüge. Jeder Lehrer indessen schäme sich mit seinem Lehrlinge dieser Mühe nicht. Statt

die Moral der Dichtung weitläuftig zu erklären und über sie neu zu moralisiren, i) setze er sie in einen Fall der Anwendung und je mehr dieser mit dem erdichteten übereinkommt, desto eindrücklicher, lebhafter und schöner wird dem Lehrlinge die Geschichte der Fabel. Wie **Leßing** einen hevristischen Nutzen dieser Dichtungsart für die Schulen **zur Bildung der Genies** vorschlug, k) „indem man die Geschichte derselben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald diesen und jenen Umstand so verändert, daß sich eine andere Moral darinn erkennen läßt„ und von diesem Spiel der Erfindung selbst schöne Beispiele gegeben hat: so möchte ich zu **Bildung kluger Köpfe** einen andern Gebrauch der Fa-

i) Leider ist dies der Fall in den meisten Ausgaben Aesops für Kinder, deren keines doch die sogenannten moralischen Erklärungen, die hinter jeder Fabel stehen, lieset. Ein eigentlicher Aesop für **Kinder** ist mir noch nicht bekannt.

k) S. 233.

bel vorschlagen, der sowohl auf die Anwendung der Fabel selbst, als auf die Erfindung ähnlicher Fälle zum wirklichen Gebrauch des Lebens wiese. Es wäre nämlich die reine Erzählung der Situation, auf welche die Dichtung paßt und zwar eine treffende Erzählung nach allen Umständen der Fabel. Hier lernte der Jüngling nicht nur einen allgemeinen Satz aus einer Geschichte finden und einen neuen aus einer veränderten Geschichte abstrahiren; (eine Uebung, der ich ihren Nutzen nicht absprechen will;) sondern er gewöhnte sich in der Fabel selbst das Wesentliche vom Unnöthigen zu unterscheiden, die ganze Situation derselben praktisch anzusehen und die brauchbarste seiner Seelenkräfte, die **analogische Erfindungskraft** zu üben. In jedem Stande des Lebens ist uns diese unentbehrlich. Die Seele fragt sich unaufhörlich bei jeder neuen Situation, in der sie sich findet: „bist du in ihr oder in einer ähnlichen gewesen? hast du sie bei

andern bemerkt und wie benahmen sich diese?„ Zu Bildung solcher praktischen Klugheit erfand Aesop seine Fabeln: nicht zum Behuf der Abstraktion einer allgemeinen moralischen Wahrheit. Er lehrte die Menschen, sich durch Erinnerung ähnlicher Fälle zurecht zu finden im Leben und legte ihnen in seinen Erfindungen dergleichen ihrer Situation zutreffende Fälle vor. Den Sinn derselben ließ er sie selbst abstrahiren und auf ihre jetzige Lage anwenden; so war nicht nur ihr Räthsel enträthselt, sondern ihre Seele ward auch gewöhnt, in andern Fällen eben so zu denken, sich ähnlicher Vorfälle zu erinnern und aus ihnen Belehrung, Rath, Trost herzuholen. Ich kenne keine nützlichere Bildung menschlicher Seelenkräfte, als diese Uebung der **Analogie**, ähnliche Fälle zu erdenken und in ihnen das Aehnliche auf treffende Art genau zu bezeichnen. Nicht etwa nur die innere Möglichkeit eines gegebnen Falls wird dadurch anschaulich gemacht und zur

Anwendung seiner, als einer Erfahrung, der Weg aufs Gerathewohl gebahnt; man bahnet sich dadurch zugleich den sicherern Weg, vielen Situationen allgemeine, veste Gesetze zu erfinden, und kommt also aus dem Lande der Dichtung ins Land der gewissesten Wahrheit. In allen Wissenschaften sind die größten Erfindungen nur durch Analogieen gemacht worden: man dachte sich mehrere ähnliche Fälle und machte Versuche; man verglich die Folgen dieser Versuche und führte sie auf allgemeine Begriffe, zuletzt auf ein Hauptprincipium zurück; und wenn dies auf jeden der gegebnen analogischen Fälle paßte: **so war die Wissenschaft erfunden.** Ein Gleiches ists auch mit den treflichen Köpfen, die man im gemeinen Leben nicht gnug zu schätzen weiß. Sie wissen sich zu helfen; d. i. sie haben ähnliche Fälle erlebt oder dichten sich solche in der größten Schnelle und treffen den Ausgang. Diese praktische Klugheit sowohl für die Wissenschaft als

für das Leben zu bilden, ist das Werk der Erziehung und Aesops Lehrart ist dazu eine gute Schule. Die Lehrart des ältern Aesops nämlich; und ihr zufolge sehe man bei der Fabel vorzüglich dahin, daß man bei ihr nicht etwa blos die Lehre abstrahire, d. i. auf halbem Wege stehen bleibe; sondern daß man der ganzen Fabelsituation sammt ihrer Lehre einen congruenten Fall der Anwendung erfinde: dann erst ist das ganze Fabelgebäude fertig. — Hiernach ergiebt sich auch die fünfte Frage:

5. Wie muß die Handlung der Fabel beschaffen seyn? Ists gnug, daß das Ganze, das sie erzählt, blos eine Folge von Veränderungen sei, deren jede dazu beiträgt, den moralischen Lehrsatz der Fabel anschauend zu zeigen; oder muß sie auch in der Fabel wirkliche Handlung d. i. eine Verän-

derung der Seele mit Wahl und Absicht seyn?[1])

Es ist leicht zu sehen, woher der Unterschied dieser Meinungen komme und wie er einzig gehoben werden könne? Erfanden Aesop und seine Brüder ihre Fabel für eine wirkliche Situation des Lebens, in welcher gehandelt werden mußte: so konnte die Fabel nichts als eine analoge Handlung schildern, die den Zweifelnden belehrte. Offenbar war hier eine ähnliche Bestimmung der Seele mit Wahl und Entschluß, in einer ähnlichen Situation vorzustellen nöthig. Die meisten Fabeln der Alten sind also, ihrer Einfalt ungeachtet, selten ohne eine wirkliche Handlung, da ja eben diese zu einer ihr ähnlichen Bestimmung der Seele als ein Spiegel dienen sollte. — Der Kürze halben wollen wir die-

[1]) Das Erste ist Leßings, das Andre Breitingers, Bodmers und andrer Theoristen Meinung.

se praktische oder um des Aphthonius Eintheilung beizubehalten, sittliche Fabeln nennen.

Unläugbar ists aber auch, daß selbst unter den alten viele Fabeln erscheinen, die blos einen Erfahrungssatz anschaulich machen. Ihr Amt ist also nur, eine Situation zu dichten, wo ein solcher in seinen Veranlassungen und Folgen gezeigt wird. Und was hinderte uns, diese theoretische oder nach dem Aphthonius, vernünftige, logische Fabeln zu nennen? In ihnen kommt auch eine Handlung vor; aber in einem weitern Verstande. Mehrere wirkende Wesen können an ihr Theil nehmen, da sie im Grunde nichts als eine Begebenheit, ein Eräugniß (evenement) seyn darf, das uns den Erfahrungssatz klar und vollständig vorstellt.

Die neuern Fabeldichter haben das Feld der Fabel noch mehr erweitert. Da sie nicht für wirkliche Situationen des Lebens dichteten und

also weder eine praktische Lehre, noch einen unmittelbaren Erfahrungssatz anschaulich machen wollten: so begnügten sie sich oft mit einer Speculation, einem ästhetischen Urtheil, einer feinen Bemerkung, für welche sie einige veranlassende Umstände herbeiführten und sie am Ende einem der Fabelwesen in den Mund legten. Ich habe nichts dagegen, daß man diese Fabel-Gattung philosophische oder Conversations-fabeln nennt: sie können viel Feines und Nützliches enthalten; selten aber wird die feine Bemerkung dieser Art in der gedichteten Situation selbst völlig anschaubar gemacht worden seyn, daß sie aus ihr durch eine Art innerer Nothwendigkeit folge. Eine Reihe von veranlassenden Umständen, oft nur eine Gedankenfolge ist in ihr zusammengestellt worden, damit die Bemerkung Stelle und Ort finde. Ich zweifle, daß Aristoteles diese Situationen für äsopische Fabeln erkennen würde; den Namen sinnreicher Dichtungen

aber würde er ihnen gewiß nicht versagen. Und verlören sie mit diesem Namen?

Leicht wird sich hieraus auch beurtheilen lassen, wiefern man der Fabel **Allegorie** zuschreiben oder von ihr sagen könne, daß ein allgemeiner Satz in ihre Dichtung **eingekleidet** worden sei? m) Ist jede Fabel eigentlich eine **zusammengesetzte** Fabel, da für einen gegebnen Fall des wirklichen Lebens ein anderer, ihm congruenter erdichtet wird: so kann diese Congruenz in der Sprache der Alten allerdings **Allegorie** genannt werden. In jedem von beiden Fällen ist nämlich

m) Leßing war gegen Beides, sowohl gegen die Allegorie der Fabel, als die Einkleidung der Lehre, für welche er das unstreitig treffendere Wort der Anschauung oder der anschauenden Erkänntniß wählte. S. 118 — 144. In Bodmers unäsopischen Fabeln S. 231. ist der Leßingschen Theorie zwar widersprochen; wenige Punkte derselben aber sind, wie es mir scheint, widerlegt worden, auch wo diese die Widerlegung selbst mit sich führten.

der Erfahrungssatz oder die praktische Lehre anschaubar, mithin wird wirklich Eine Handlung oder Begebenheit zur Anwendung für eine Andre als Allegorie gedichtet. — — Daß wenn unwichtige Erfahrungssätze eingekleidet oder alberne Mährchen zu nützlichen Lehren allegorisirt werden, auch alberne Allegorieen daher entstehen müssen, ist unzweifelhaft; die Schuld dieses Fehlers aber liegt am Bearbeitenden, der so schlechte Materialien wählte, nicht aber am Wesen der Kunst seiner Bearbeitung. — Gleichergestalt ist das Wort, **Einkleidung**, der Fabel eigentlich nicht anstößig; es steht auch der **anschauenden Erkänntniß** nicht entgegen. Von uralten Zeiten an hat man den Ausdruck geliebt, daß die Wahrheit, die sich selten nackt zeigen dürfe, sich angenehmer und anständiger **einkleide**. Die besten Fabeldichter haben sich diese Idee zum Zweck gesetzt n) und fanden sich glücklich, wenn sie der nack-

n) Gleims, Lichtwehrs und a. erste Fabel.

ten Vertriebnen ein etwanniges Gewand verschaft hatten, in welchem sie unerwartet, oder unerkannt erschiene und desto mehr gefiele. Nur ungeschickte Hände warens, die sie unter diesem Gewande ganz unkänntlich machten, die ihr jene schwere gothische Drapperie zuschnitten und mit tausend Falten, mit einer langen Schleppe von Lehren und einem ganzen Markt von Zierrathen ihre schönen Glieder krümmten. Unmöglich aber kann diese Galla-Tracht der Wahrheit, wie Gleim sie nennet, jenes durchsichtige Koische Gewand verruffen, das alle ihre Glieder und ihren ganzen Wuchs im schönsten Ebenmaas zeiget. Selbst das härtere Wort Verkleidung ist einer gewissen Gattung von Fabeln nicht unanständig, deren Zweck es eben war, den Sinn der Erdichtung eine Zeitlang aufzuhalten und zu verbergen, damit er am Ende der Erzählung auf einmal desto größere Wirkung thäte. Oft ging diese Verkleidung zweckmäßig soweit, daß der Dichter dem

Zuhörer selbst mußte entkleiden helfen und ihm, wie Nathan dem David zurief:

— mutato nomine de te
fabula narratur —

Und wiewohl ich diese Verhüllung nicht unbedingt vertheidigen mag: so können doch Umstände eintreten, wo eben sie durch ihre Täuschung mehr Herzen gewinnet, als die nacktere Wahrheit je würde gewonnen haben. Hoc amat obscurum; amat hoc sub luce videri — —

Endlich wundre ich mich, wie den scharfsinnigsten Untersuchern der Fabeltheorie gerade der Punkt entgangen sei, auf den es doch, wie mich dünkt, bei dieser Dichtung am meisten ankommt —

6. Beispiel, Parabel und Fabel, wie sind sie von einander unterschieden? und worauf beruht die vorzügliche Kraft der Fabel vor jenen beiden?

Hat nicht auch das Exempel seine Wirklichkeit und stellet einen Erfahrungssatz oder eine Lehre anschauend vor? Wird nicht auch die Parabel als ein wirklicher Fall erzählet?

Allerdings; und dennoch kann das Beispiel der Geschichte nur **zum Zeugniß der Möglichkeit** einer Sache dienen, so lehrreich und aufmunternd es uns übrigens auch seyn möge. Immer bleibt bei ihm der Zweifel übrig, ob unter tausend Fällen der Geschichte der damalige Fall auch der unsrige sei und ob wir ihm also sicher folgen mögen. Zween Rednern, die Fälle der Geschichte anführen, wird es selten schwer seyn, **gegenseitige** Beispiele anzuziehen und die Wirkung des Einen durch das Andre wo nicht zu vernichten, so doch zu schwächen und zu mindern: denn in der vollen Urne der Geschichtszufälle, die Alles ausschüttet, ist zu rechter Zeit und Stunde alles Mögliche möglich.

Die Parabel geht dem Beispiel zur Seite: denn sie ist nur ein erdichteter Fall aus der menschlichen Geschichte, der sich also zwischen Dichtung und Wahrheit in der Mitte verliert. Was fehlet also beiden, dem Beispiel und der Parabel am Ueberzeugenden der äsopischen Fabel? Das Hauptstück der letztern, die innere Nothwendigkeit der Sache selbst fehlt ihnen, durch welche sich eine Fabel vom Beispiel, von der Parabel und von allen andern Dichtungen auszeichnet. Ein Beispiel erläutert; aber es zwinget, es überzeugt nicht. Eine Parabel macht wahrscheinlich; aber auch ihr fehlt der Punkt der innern Gewißheit, der hier entscheidet. Andre Dichtungen können empfehlen; die Fabel allein dringet unausweichlich, weil sie uns die innere Nothwendigkeit der zu beginnenden Handlung oder des Erfahrungssatzes anschauend zeiget.

Und wodurch zeigt sie dies? Eben durch den Charakter der Wesen, die sie handeln läßt;

es mögen Götter und Dämonen, oder Bäume, Thiere, Pflanzen seyn und was sonst zur Natur gehöret; denn eben sie führt die Fabel wirkend oder redend ein, damit sie dem Trüglichen des Beispiels, dem Mangelhaften der Parabel entweiche und uns durch diese handelnde Naturwesen die **moralischen Gesetze der Schöpfung** selbst in ihrer innern Nothwendigkeit zeige. Der Charakter dieser Wesen nämlich und ihr Verhältniß gegen einander ist durch die Natur bestimmt; sie handeln in diesem Charakter und müssen in ihm handeln, nicht aus Willkühr, sondern aus Nothwendigkeit (εξ αναγκης.) Er gehet fort durch ihr Leben und kein Geschlecht kann ihn ändern. Da er nun zugleich stark ausgeprägt und nicht wie bei dem Menschen unbestimmt, wandelbar und versteckt ist; da ihn jedermann, auch ein Kind, kennet und von Jugend auf mit dem Namen und mit der Gestalt des Gottes, des Baums und Thieres auch

sein inneres Gepräge, ja mit der Geschichte desselben zugleich sein unwandelbares Schicksal verbindet: so ists eben die Fabel, die uns jetzt eine Lehre, jetzt einen Erfahrungssatz aus dieser Geschichte als nothwendig darstellt; mithin von den ewigen Gesetztafeln der Natur uns ein Wort oder eine Sylbe unauslöschlich ins Gemüth präget. Eine Fabel, die diesen Zweck nicht erreicht (und viele irren weit von demselben) kann zwar als ein erläuterndes Beispiel, als eine uns zuredende Parabel, als eine Zeitkürzende Erzählung gelten; das hohe Ziel ihrer Gattung aber hat sie verfehlet. Denn wozu die mühsame Dichtung? wozu der ganze Apparat neugeschaffner Wesen und ihrer Verhältnisse zu einander, wenn durch sie nicht etwas gelehrt und mit einer Kraft anschaulich gemacht werden könnte, wie solches uns weder Geschichte noch Parabel zu lehren vermochte?

Zum Beweise meines Satzes liegt das ganze Feld der erlesensten Fabeln vor mir und ich habe Mühe zu wählen. Wenn es hier auf eine willkührliche, kleinfügige Menschen-Moral ankäme, welchem Guten könnte nicht ein Uebel, welcher zu befolgenden Pflicht nicht eine andre entgegengesetzt werden, die sich eben sowohl im Reich handelnder Wesen zeigte? So könnte man durch das Beispiel des Habichts, des Hechts und andrer königlichen Würger den Würgern der Erde fein-äsopisch schmeicheln, durch das Beispiel des Sperlings die Wohllust und zwar wie jener Weltweise es that, durchs Vorbild des Schweins die unveränderliche Gemüthsruhe des Weisen empfehlen; sobald es nämlich auf nichts als auf herausgerissene Beispiele von Thierhandlungen ankäme, die sich allesammt schon dadurch entkräften, daß der Mensch weder Hecht noch Habicht, noch Sau noch Sperling ist und seyn soll. Also kommt es hier auf höhere, allge-

meine Naturgesetze, auf die unwandelbare Verbindung der Wesen im Reich der Schöpfung an, wo kein Glied der Kette entweichen, wo jedes aber an seiner Stelle thun soll, was es zu thun vermag. Daß z. B. der Mächtigere den Schwächern drücke und verzehre, ist eine traurige Bemerkung der Naturgeschichte; daß aber auch der Schwächere sich schützen könne gegen den Starken, daß Verstand, Fleiß, Klugheit und Tüchtigkeit oft mehr als die blinde Macht gelte, daß jedes Geschöpf seine Mängel und Vorzüge, sein Glück und Unglück habe, daß jedes also, mit seiner Natur zufrieden, die Natur keines andern begehren müsse und alles glücklich sey, wenn es seinem Loose auf Erden treu bleibt; welche schöne Dichtungen hierüber haben wir in der Fabel! Dichtungen, die als Anschauungen der Natur, als Beweise der höchsten, der innern Nothwendigkeit gelten können und als solche von Dichtern

ausgemahlt sind. Das Kind lernet sie und druckt sie sich ein; es empfängt mit dieser simpeln Anschauung ein Naturgesetz Gottes in seine Seele, nach welchem es in seinem Kreise gleichfalls handeln soll. Wie manche schöne Fabel haben wir darüber, daß wer keinen Verstand braucht, nothwendig zu Grunde gehe; daß wer nach fremden Vorzügen trachtet, die seinigen schändlich aufopfere; daß wer dem andern eine Grube gräbt, sie sich selbst bereite; daß in der ganzen Natur ein Gesetz der Wiedervergeltung herrsche, mithin wer da hasset, gehaßt; wer verfolget, verfolgt werde; daß Falschheit, Tücke und Arglist überall niederträchtig, hingegen Wahrheit, Liebe, Geselligkeit, Treue und Ordnung, die Beobachtung der väterlichen, mütterlichen, kindlichen, freundschaftlichen, häuslichen und Gesellschaftspflichten ein allgemeines, ersprießliches Gesetz der Natur sei u. f. In vielfacher Rücksicht sind Thiere hierüber die unbefangensten Lehrer der Menschheit:

denn sie reden und handeln ohne Willkühr, gleichsam nur als Organe des Schöpfers. Wenn sie also den Menschen zur Zufriedenheit auf seiner Stelle, zum Fleiß und zu jeder Ausbildung seines Daseyns, zur Klugheit, Billigkeit, Treue, Geselligkeit, Großmuth antreiben: so ists, als ob ihm der Schöpfer durch alle Stimmen der Natur dies selbst geböte. Daher weilt auch die Fabel sogern im Kreise der Thiere: denn tiefer hinunter werden uns die Naturgesetze dunkler, unsere Aehnlichkeit und Sympathie mit diesen niedrigern Classen vermindert sich und höher hinauf verschwinden die Naturgesetze in den Wolken. In den Fabeln Aesops kommen also auch die Götter meistens nur als Entscheider des Schicksals vor, wo es bei widerwärtigen Fällen der Natur nicht wohl anders als durch sie kurz und anschaulich entschieden werden konnte. So erscheint auch der Mensch in ihnen, bald als ein niedrigeres, bald als ein höheres Wesen gegen die Thie-

re; immer aber, seinem ganzen Habitus nach, als ein bloßes Naturwesen. Solche Gesetze des ewigen Systems der Dinge macht uns die Fabel anschaulich und eben in ihnen ist sie am glücklichsten. Alles was in der Welt willkührlich ist, es möge zur gesellschaftlichen oder politischen, zur häuslichen, gelehrten oder artigen Welt gehören, ist nicht für diese Lehrerin reiner Verhältnisse, die fabelnde Naturmuse; sie läßt solches ihrer jüngern Schwester, der Conversationserzählung und lässets ihr gern.

Wie ich nun wünschte, daß diese reine Naturfabeln, die uns ihren Erfahrungssatz oder ihre praktische Lehre nach einer inneren Nothwendigkeit derselben anschaulich machen, aus allen Nationen und Sprachen gesammlet würden: so bin ich auch überzeugt, daß diese Quelle bei weitem noch nicht erschöpft, dies Feld bei weitem noch nicht ganz geerntet sei. Oft sind schöne Er-

dichtungen schlecht vorgetragen, oft die schlechtsten Privatvorfälle der Welt aufs zierlichste und schönste erzählet. Für diesen Ort ists gnug, den reinen Begriff der äsopischen Fabel entwickelt zu haben, nach welchem sie

eine Dichtung ist,
die für einen gegebnen Fall des menschlichen Lebens
in einem andern congruenten Falle
einen allgemeinen Erfahrungssatz oder eine praktische Lehre
nach innerer Nothwendigkeit derselben
so anschaulich macht,
daß die Seele nicht etwa nur überredet;
sondern Kraft der vorgestellten Wahrheit selbst
sinnlich überzeugt werde.

Anhang.

Damit es nicht scheine, daß ich meine Fabeltheorie nur aufgestellt habe, um mich von meinen Vorgängern zu unterscheiden; so will ich aus dem größten Theoristen aller Zeiten, dem Aristoteles darthun, daß die Seinige schwerlich eine andre hätte seyn können, wenn er diese Dichtungsart selbst zu behandeln werth gefunden hätte.

Er denkt an die äsopische Fabel in seiner Rhetorik *) und man hat daraus geschlossen, daß er sie eigentlich nicht für Poesie halte; ein gewagter Schluß, der im griechischen Philosophen keinen Grund findet. In seiner Rhetorik konnte

*) L. 2. c. 20.

er sie nur als ein rhetorisches Werkzeug betrachten; er behandelt sie also nur als ein Beispiel und begnügt sich daher, sie vom eigentlich-historischen Exempel blos sofern zu unterscheiden, als mit ihnen beiden in einer öffentlichen Berathschlagung Beweis geführt werden sollte. Hier mußte er nothwendig dem historischen Beispiel den Vorzug geben und zwar nur aus dem Grunde, daß es zur Berathschlagung brauchbarer sei, weil das Zukünftige in Vielem dem Vergangenen ähnlich befunden werde und man daher vorzüglich aus der Geschichte Beispiele brauchen müsse, wo 'dem Ueberredenden Beweisgründe fehlen. Vorsichtig giebt er also den Rath, daß wenn man Beweisgründe habe, man ihnen die Beispiele nicht vorsetzen dürfe, als ob man einen Beweis aus der Induction führen wolle; vielmehr müßten sie nur als Zeugnisse den Beweisen folgen. Der Fabel konnte er in diesem Felde durchaus keinen andern Platz anweisen, als daß man sie

brauche, wo Beispiele der Geschichte fehlen und setzt ihren Vorzug nur dahin, daß, weil man sie erfinden könne, sie uns auch dann nicht verlasse, wenn uns die Geschichte verläßt; ja da sie sich auf den gemeinen Glauben gründet, sie in solchem Fall auch demegorisch d. i. zur Ueberredung des Volks brauchbar werde.

So spricht Aristoteles von der Fabel in seiner Rhetorik, und ich sehe nicht, wie er von ihr als einem Rednerbeweise anders sprechen konnte; um so sonderbarer ists aber, daß man entweder aus dieser Stelle das ganze Wesen der Fabel entwickeln zu können glaubte, oder dem Aristoteles Schuld gab, daß ers schlecht entwickelt habe. Er ist hier soweit davon entfernt, daß er die Fabel nicht einmal erklärt, indem er nur von einem einzigen, dazu außerwesentlichen Gebrauch derselben redet: denn für öffentliche Staatsreden in Griechenland ist sie doch gewiß nicht zuerst und

vorzüglich erfunden worden. Wenn man also den griechischen Philosophen auf der Einen Seite tadelt, daß er die Fabel zum blos historischen Beispiel erniedrige; und auf der andern ihm nachspricht, daß die äsopische Fabel nur Beispiel sei und als Beispiel wirke: so thut man ihm, wie mich dünkt, beidemal Unrecht. b) Er spricht hier nur als Rhetoriker, nicht als Philosoph der Dichtung.

Zu seiner Poetik muß man gehen, wenn man seine Begriffe vom eigentlichen Wesen der Dichtkunst erfahren will; und ob er wohl in diesem uns mangelhaft zugekommenen Werk von der äsopischen Fabel selbst nicht redet: so redet er doch von der Dichtung (μυθος) überhaupt und von ihr in Ansehung des Trauerspiels sehr genau und ausführlich. Wir dürfen also nur alles, was der Tragödie eigenthümlich ist, weglassen: so wird

b) Jenes ist Leßings, dieses ist Bodmers Meinung.

die Natur der Dichtung offenbar, worauf sich solche auch beziehen möge.

Allgemein also sagt er: c) „der Geschichtschreiber und der Dichter unterscheiden sich nicht durchs Sylbenmaas, sondern dadurch von einander, daß der Geschichtschreiber erzählt, was geschehen sei, der Dichter, **welcher Art Dinge geschehen mögen.** Die Dichtkunst sei deßhalb philosophischer und lehrreicher als die Geschichte, weil sie mehr das Allgemeine (τα καθολȣ) vorträgt, da die Geschichte sich an das Einzelne halte. (τα καθ' εκαϛον.) **Allgemein** aber nennet er das, wenn anschaulich gemacht wird, wie einem **Solchen** ein **Solches**, d. i. einem Jeden das Seine zutreffe, oder wie man nach innerer Wahrscheinlichkeit oder der Nothwendigkeit handle. Dahin ziele die Poesie, auch wenn sie den Personen besondre Namen beilegt; mithin bestehet

c) Poëtic. c. 9.

der Unterschied des Dichters und des Geschichtschreibers darinn, daß dieser sagt was geschehen sei, jener wie es geschehen könne und möge, nach der Wahrscheinlichkeit oder der Nothwendigkeit selbst." Goldne Worte, die uns auf einmal auch bei der äsopischen Fabel nicht nur ihren Unterschied vom historischen Beispiel, sondern zugleich den reinen höchsten Zweck anzeigen, zu welchem eine Fabel gedichtet werden soll. Die innere Wahrscheinlichkeit oder die Nothwendigkeit selbst soll das Gewicht seyn, das bei der erdichteten Handlung zeigt, nicht blos Was, sondern auch Wie es geschehen möge. (οια γενοιτο.) Und eben deßwegen ist die Fabel philosophischer und lehrreicher als alle Beispiele der Geschichte. Sie geht auf das Veste und Allgemeine, daß wenn So etwas gegeben sei, wahrscheinlich oder nothwendig So etwas folge; das Beispiel der Geschichte schildert nur einen einzelnen Fall, dem nicht anders als nach

dem zweifelhaften Maas der Aehnlichkeit die Anwendung auf andere Fälle zustehet. Für meinen gegenwärtigen Fall aber ist durch die Fabel das οιον γενοιτο καθα το εικος η το αναγκαιον congruent gedichtet worden, so daß sich, wie in der Geometrie, die beiden Fälle decken, mithin gleich sind.

Aus diesem Hauptbegriff des Aristoteles von der Dichtung wird sich auch alles bestätigen, was ich von der Natur der Fabel entwickelt habe. „Nachahmung, sagt er, d) ist ein dem Menschen eingepflanzter Trieb, der sich von Kindheit auf bei ihm zeiget: er unterscheidet sich eben dadurch von andern Thieren, daß er nachahmender ist als sie. Die ersten Begriffe erwirbt er sich durch Nachahmung und freuet sich, wenn er nachgeahmte Dinge siehet. Ein Zeichen hievon ist das Vergnügen, das wir bei Kunstwerken empfinden.

d) Poetic. c. 4.

Dinge, deren Anblick uns in der Natur unangenehm ist, sehen wir in der genausten Kunstnachahmung mit Freuden. Dies zeigt, daß Lernen nicht für Philosophen allein das Süßeste ist, sondern auch für andre, obgleich nicht in demselben Maaße. Denn sie freuen sich deshalb, wenn sie Bilder anschauen, weil der Anschauende lernt und schließt, was Jedes sei? wie es so sei und nicht anders? Träfe es sich aber, daß er den vorgestellten Gegenstand vorher noch nicht gesehen hätte: so wird seine Freude nicht aus der Nachahmung desselben, sondern aus der Kunst des Werks, der Farbe oder aus einer ähnlichen Ursache entspringen."

Auf diesen so oft mißverstandenen Begriff der Nachahmung d. i. der künstlichen Darstellung und der Uebung unsrer Vernunft in Anerkennung der Gegenstände, in freudiger Anschauung des Aehnlichen u. f. bauet der philosophische Grieche sein Gebäude der Dichtkunst; und könn-

te der Ursprung aller menschlichen Dichtung, jener wirksame Trieb in uns, Analogieen zu schaffen, mit innerem Vergnügen sie anzuerkennen und jedesmal dadurch seine Begriffe zu erweitern, zu üben, zu stärken, in einer allgemeinern Quelle gesucht werden? Auch der äsopischen Fabel ist also Analogie die Mutter; nicht Abstraction, nicht eine leere Reduction vom Allgemeinen aufs Besondre. Fabeln, die auf dem letztern Wege erfunden wurden, sind meistens todte Fabeln; dagegen die Dichtungen der Analogie in jedem Gliede leben. Auch die Freude des Zuhörers bei dieser Dichtung, seine Freude beim Anerkennen des ähnlichen Falls und sein unvermerktes, williges Lernen der eingekleideten Lehre erklärt sich aus dem Aristotelischen Grundsatz vortreflich; dagegen die Abstraction und Reduction nichts erkläret. Der Mensch ist ein nachahmendes Thier: er freuet sich also über die Fabel nicht nur als über ein

nachgeahmtes Kunstwerk, sondern als über eine geheime Anleitung, durch welche er theoretisch oder praktisch selbst nachahmen lernet. Die Thiere haben ihn alles gelehrt; jetzt lernt er von ihnen auch Weisheit.

* * *

Weiter will ich mich nicht ins Einzelne einlassen, und was Aristoteles von der Handlung, den Sitten, dem Ausdruck, den Meinungen der dramatischen Dichtung sagt, e) auf die Dichtung überhaupt und auf einen kleinen Bezirk derselben die äsopische Fabel anwenden. Auch bei dieser müssen die Begebenheiten verknüpft, die Charaktere der Handelnden beobachtet, die Meinungen, die sie äußern, ihrer Natur gemäß und in den Umständen der Handlung gegründet, der Ausdruck der Fabel ihrem Zweck angemessen seyn u. f. Gleichergestalt hat die Handlung

e) Poëtic. c. 6. 7. 8.

der äsopischen Fabel ihre Größe, ihr Ganzes, ihre Schönheit; auf die Zeichnung derselben kommt mehr an, als auf jeden andern Schmuck in Worten, in Beschreibungen, selbst in Ausmahlung des Charakters der Thiere; geschweige in jenen fehlerhaften Episoden, die uns von der Sache selbst abführen und nicht diese allein, sondern jede andre anschaubare Dichtung verunzieren. Kurz, was Aristoteles von seiner höchsten, d. i. der dramatischen Dichtung sagt, gilt, seinem allgemeinen Geist nach, Zug vor Zug auch von der niedrigsten regelmäßigen Dichtung; welches eben die beneidenswürdige Genauigkeit seiner Theorie zeiget.

* * *

In Ansehung des Sylbenmaaßes bin ich ebenfalls von Aristoteles Meinung. f) Das Sylbenmaas allein macht kein Gedicht, sondern die Nachahmung, ob er wohl auch jenes sowohl sei-

f) Poëtic. c. 1.

nem Ursprunge, als seiner Wirkung nach sehr glücklich erklärt hat. Auch in ungebundener Rede (λογοις ψιλοις) läßt er selbst eine Epopee gelten und erkennet die Minen des Sophrons und Xenarchus, die Fabeln des Sokrates (Σοκρατικȣς λογȣς) und alle übrige Nachahmungen vor Gedichte, die jemand z. B. in jambische, elegische und andere Versarten bringen könnte. Das Sylbenmaas allein entscheidet ihm nicht; er ist aber dafür, daß man mit dem Dichten (ποιειν) geschickte Metra verbinde, und redet von den heroischen und jambischen Versen sehr richtig. Die griechische Muse hatte diese Regel gleichfalls in sich. Man kam bald darauf, auch der äsopischen Fabel den Schmuck eines Sylbenmaaßes zu geben, der ihre Wirkung nicht schwächete, sondern erhübe. Das älteste dieser Art war, wie wir aus Hesiodus sehen, das heroische; es hat einen abgemessenen, simpeln, rastlosen Schritt, und daß mehrere Fabeln

Aesops von einem Griechen selbst in diese Versart eingekleidet gewesen, sehen wir aus Fragmenten beim Svidas. Noch besser aber schickte sich der Choliambe zur Fabel, weil er der ungeschmückten, simpeln Erzählung näher trat, und mit der größten Klarheit den schönsten Wohlklang verband. Reste von den Fabeln des sogenannten Babrius zeigen dies unwidersprechlich; g) und hätten wir ihn ganz, wer würde die Prose unsrer griechischen Fabel lesen, die nicht Aesops son-

g) S. *Tyrwhitt.* diss. de Babrio. edit. Harles. Erlang. 1785. Ich glaube übrigens nicht, daß dieser schöne Versificator Babrius geheißen habe, welches kein Griechischer Name ist; wahrscheinlich ist sein Name Valerius gewesen, und die Fabeln haben Βαλεριȣ λογοι oder *μυθοι* geheißen. In einem Manuscript das Tyrwhitt anführt, (p. 86. edit. Harles.) steht auch dieser Name, und es ist Schade, daß man eben daselbst den wahrscheinlich lateinischen Vornamen dieses Valerius zu enträthseln nicht für werth geachtet hat. Gewiß brächte uns diese Spur um einen großen Schritt näher, wer dieser seynsollende Babrius gewesen?

dern der Grammatiker Prose ist, die größtentheils ungleich schönere versificirte Fabeln in sie aufgelöset haben. Der Glückliche, der uns den ächten Babrius fände, hätte der Litteratur ein trefliches Geschenk gemacht: denn die zwei oder drei ganze Fabeln, die man von ihm hat, z. B. die Nachtigall und Schwalbe, die Ameise und Cicada, das Gefäß worinn nichts als die Hofnung blieb, h) und jedes kleine andre Fragment,

h) Tyrwhitt de Babr. p. 46. 48. 69. Da die Fabeln kurz sind, will ich für einige Leser zur angenehmen Probe zwei derselben hersetzen.

Ζευς εν πιθω τα χρηστα παντα συλλεξας
Εθηκεν αυτον πωμασας παρ' ανθρωπω·
Ο δ' ακρατης ανθρωπος, ειδεναι σπευδων
Τι ποτ' ην εν αυτω, και το πωμα κινησας,
Διηκ' απελθειν αυτα προς θεων οικους,
Κάκει πετεσθαι, της δε γης ανω φευγειν.
Μονη δ' εμεινεν Ελπις, ἣν κατειληφε
Τεθεν το πωμα. τοιγαρ Ελπις ανθρωποις

haben beim schönsten Wohlklange eine so süße Einfalt, daß der schöne, aber oft gezwungene Phä=

Μονη συνεςι, των πεφευγοτων ἡμας
Αγαθων ἑκαςου εγγυωμενη δωσειν.

* * *

Αηδων και Χελιδων.

Αγρε Χελιδων μακραν εξεποτηθη,
Ευρεν δ' ερημοις εγκαθημενην ὑλαις
Αηδον' οξυφωνον· ἡδ' απεθρηνει
Τον Ιτυν αωρον εκπεσοντα της ωρης.
Χ' ἡ μεν Χελιδων φησι, φιλτατη, ζωεις.
Πρωτον βλεπω σε σημερον μετα Θρακην.
Αλλ' ελθ' ες αγρον και προς οικον ανθρωπων.
Συσκηνος ἡμιν και φιλη κατοικησεις,
Ὁπȣ γεωργοις κ' ȣχι θηριοις ασεις.
Την δ' αυτ' Αηδων οξυφωνος ημειφθη.
Εα με πετραις εμμενειν αοικητοις.
Οικος δε μοι πας ἡ τε μιξις ανθρωπων
Μνημην παλαιων συμφορων αναφλεξει.

Eine der schönsten Fabeln, die ich in Einer Sprache der Welt kenne. Wahrscheinlich ist die Schwalbe Lessings (S. 104. seiner Fabeln) aus ihr entstanden.

drus ihnen kaum zur Seite treten dürfte. Schade, daß dies griechische Sylbenmaas der Fabel für die neueren Sprachen fast ganz unnachahmbar bleibet: seine zarte Abwechselung verliert sich bei uns Deutschen größtentheils in einförmige Jamben.

* * *

Nachstehende Dichtungen maßen sich keine Stelle unter Aesops Fabeln an; vielmehr verbergen sie sich unter dem bescheidnern Namen der **Dichtungen aus Sagen.** Denn aus Sagen oder aus der Geschichte alter morgenländischer Völker sind sie geschöpft; sie mußten also auch in ihrer neuen Gestalt den Sitten und der Vorstellungsart dieser Nationen treu bleiben, selbst wo diese von der unsern sich weit entfernen. Zum kindlichen Ton der Sage gehörte es auch, daß sie kein poetisches Sylbenmaas hätten und auf den Schmuck feinerer Völker überhaupt Ver-

zicht thäten. Sie stehen als kindliche Fremdlinge hier und erwarten die freundliche Willfährigkeit, die man Ausländern erweiset, daß man nämlich in ihre Denkart eingehe und sie nur nach ihren eignen Gesetzen richte.

III.

Blåtter der Vorzeit.

Dichtungen aus der morgenländischen Sage.

Erste Sammlung.

Die Blätter der Vorzeit.

Im Hain der ältesten Sage irrte mein jugendlicher Geist umher und kam an die Pforte des Paradieses. „Was willst du, Sterblicher, hier?„ sprach jene glänzende Wundergestalt, die den heiligen Garten bewachte; aber ihr Glanz war gemildert und statt des feurigen Schwerts hatte sie einen Palmzweig in ihren menschlichen Händen. „Die älteste Wohnung meines Geschlechts zu sehen, antwortete ich; den Baum des Lebens und den Baum der Erkänntniß und jene glücklichen Auen, auf welchen der Vater der Menschen von allem Lebendigen der Erde und von den Elohim selbst kindliche Weisheit lernte.„

„Das Paradies ist verblühet, sagte der freundliche Cherub. In einen höheren, unsterblichen Garten ist der Baum des Lebens verpflanzt und der Baum der Erkänntniß blühet unter allen Völkern der Erde. Aber meine Gestalt sollst du kennen lernen und in ihr die Stimme aller Lebendigen hören.„ Er sprachs, und berührete mich mit seinem Zweige und erhob sich glänzender in die Luft.

Welche Gestalt sah jetzt mein Auge! welche Stimmen der Schöpfung vernahm mein neu- geöfnetes Ohr! Alles Lebendige der Erde und die Könige seiner Geschlechter, Adler und Stier, Mensch und Löwe, sie trugen des Ewiglebenden Thron: sie alle Ein Glanz, Ein Lobgesang, Eine rastlose Bewegung. Wohin der Adler flog, dahin keuchte der Stier, dahin wandte sich der brüllende Löwe; und der Mensch, ihrer aller freundlicher Herr und jüngstgebohrner Bruder,

Er war der Priester der Natur, der Aller Stimmen und Opfer vor den Ewiglebenden brachte und den heiligen Wagen der Erdeschöpfung lenkte. Mein Geist zerfloß in die Harmonie des Lobgesanges aller Wesen —

Und siehe da stand in gemildertem Glanze der Cherub wieder vor mir. Der Palmzweig in seiner Rechte zerfiel: seine Blätter waren die unverwelklichen Blätter der ältesten Sage. „Empfange sie, sprach der Cherub und lies und deute sie deinen Brüdern.„ Das Gesicht verschwand und ich erwachte.

Ich folge dem Befehl des Engels, der alle Gestalten, alle Stimmen der Schöpfung in sich vereinet und jedes entschlafene Menschengeschlecht überlebt hat. Auf meiner Lippe sei die Sprache der alten Zeit; meine kindliche Sage athme den Hauch vom Zweige des Paradieses.

Licht und Liebe.

Im Anfange war alles wüst' und leer, ein kalter Meeresabgrund; die Elemente der Dinge lagen wild durch einander. Da wehete Lebenshauch vom Munde des Ewigen und brach des Eises Ketten und regte wie eine brütende Taube sanft die erwärmenden Mutterflügel.

In dunkler Tiefe regte sich alles nun, aufringend zur Geburt. Da erschien der Erstgebohrne, der Engel des Angesichts, das sanft erfreuende Licht.

Das holde Licht, vereint mit der Mutterliebe, die über den Wassern schwebete; sie schwangen sich auf zum Himmel und webten das goldene Blau: sie fuhren hinunter zur Tiefe und füllten mit Leben sie an: sie trugen die Erd' empor zu Gottes Altar, bestreuend sie mit immerverjüngten Blumen: den kleinsten Staub beseelten sie.

Und als sie Meer und Tiefen und Luft und Erde mit Leben erfüllet hatten, da standen sie rathschlagend still und sprachen zu einander: „Lasset uns Menschen schaffen, unser Bild; ein Gleichniß Des, der Himmel und Erde durch Licht und Liebe schuf.„ Da fuhr Leben in den Staub: da stralte Licht des Menschen göttliches Antlitz an und die Liebe wählete sein Herz zu ihrer stillen Wohnung.

Der ewige Vater sahs und nannte die Schöpfung gut: denn alles erfüllte, alles durchdrang sein immerwirkend Licht und seine holde Tochter, die belebende Liebe selbst.

*

* *

Was murrst du, müßiger Weiser, und staunst die Welt, wie ein dunkles Chaos an? Das Chaos ist geordnet; ordne du dich selbst. Im wirkenden Leben nur ist Menschenfreude; in Licht und Liebe nur des Schöpfers Seligkeit.

Sonne und Mond.

Tochter der Schönheit, hüte vor Neide dich. Der Neid hat Engel vom Himmel gestürzt: er hat die holde Gestalt der Nacht, den schönen Mond verdunkelt.

* * *

Vom Rath des Ewigen ging die schaffende Stimme aus: „Zwei Lichter sollen am Firmamente glänzen, als Könige der Erde, Entscheider der rollenden Zeit.„

Er sprachs; es ward. Auf ging die Sonne, das erste Licht. Wie ein Bräutigam am Morgen aus seiner Kammer tritt, wie der Held sich freuet auf seine Siegesbahn: so stand sie da, gekleidet in Gottes Glanz. Ein Kranz von allen Farben umfloß ihr Haupt: die Erde jauchzete: ihr dufteten die Kräuter: die Blumen schmückten sich —

Neidend stand das andre Licht und sah, daß es die Herrliche nicht zu überglänzen vermochte. „Was sollen, sprach sie murrend bei sich selbst, zwei Fürsten auf Einem Thron? Warum muß ich die Zweite und nicht die Erste seyn?„ —

Und plötzlich schwand vom innern Grame verjagt, ihr schönes Licht hinweg. Hinweg von ihr floß es weit in die Luft und ward das Heer der Sterne.

Wie eine Todte bleich stand Luna da, beschämt vor allen Himmlischen und weinte laut. „Erbarme dich, Vater der Wesen, erbarme dich mein!„

Und ein Engel Gottes stand vor der Verfinsterten da und sprach zu ihr des heiligen Schicksals Wort: „Weil du das Licht der Sonne beneidet hast, Unglückliche, so mußt du künftig nur von ihrem Lichte glänzen; und wenn dich jene Erde dort vertritt: so stehest du, halb oder ganz, verfinstert da wie jetzt.

Doch Kind des Irrthums, weine nicht. Der Allerbarmende hat dir deinen Fehl verziehn und ihn in Wohl verwandelt. Geh, sprach er, zu der Reuenden und sprich ihr tröstend zu: auch sie in ihrem Glanze sei Königinn der Nächte, der Sterne Königinn. Die Thränen ihrer Reue will ich zum Balsam machen, der alles Lechzende erquickt, der das vom Stral der Sonne Ermattete mit neuer Kraft belebet.„

Getröstet wandte sich Luna vom Antlitz des Engels weg und als sie sich wandte, siehe da umfloß sie jener milde Glanz, in welchem sie jetzt noch glänzt: sie trat den stillen Gang an, den sie noch jetzo geht. Beweinend ihre Schuld, sucht sie, wen sie erquicke, sie suchet, wen sie tröste.

*

* *

Tochter der Schönheit, hüte vor Neide dich. Der Neid hat Engel vom Himmel gestürzt: er hat die holde Gestalt der Nacht, den schönen Mond verdunkelt.

Das Kind der Barmherzigkeit.

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte, versammlete er rathschlagend die Engel seiner Eigenschaften, die höchsten Wächter seines Reiches um seinen verborgenen Thron.

„Erschaffe ihn nicht! sprach der Engel der Gerechtigkeit; er wird unbillig gegen seine Brüder, hart und grausam gegen den Schwächeren handeln.„

„Erschaffe ihn nicht! sprach der Engel des Friedens. Er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgebohrne seines Geschlechts wird seinen Bruder erwürgen.„

„Dein Heiligthum wird er mit Lügen entweihen, so fuhr der Engel der Wahrheit fort, und ob du ihm dein Bildniß selbst, der Treue Siegel, auf sein Antlitz prägtest.„

So sprachen die Engel aller Eigenschaften Jehovahs, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes und liebstes Kind zu seinem Throne trat und seine Kniee umfaßte. „Bilde ihn,

sprach sie, Vater, zu Deinem Bilde, ein Liebling Deiner Barmherzigkeit und Güte. Wenn alle Deine Boten ihn verlassen, will ich ihn suchen und ihm beistehn und seine Fehler selbst zum Guten lenken. Eben weil er schwach ist, will ich sein Herz mitleidig machen und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und von der Wahrheit irret, wenn er die Billigkeit und Gerechtigkeit beleidigt: so sollen die Folgen seines Irrthums selbst ihn sanft zurückführen und liebreich bessern."

Der Vater der Menschen erhörte sie und bildete den Menschen. Ein fehlbar-schwaches Geschöpf; aber in seinen Fehlern selbst ein Zögling der Barmherzigkeit, der Sohn einer ihn nie verlassenden bessernden Liebe.

Erinnere dich deines Ursprunges o Mensch, wenn du gegen andre hart und unbillig bist. Nur Barmherzigkeit hat dich erwählt; nur Liebe und Erbarmung hat dir die mütterliche Brust gereichet.

Die Gestalt des Menschen.

Der Schaffende stieg hernieder und alle niedern Engel, die Fürsten der Elemente, sahen auf das Werk seiner Hände.

Er rief dem Staube. Zusammenflog der Staub aus allen vier Theilen der Erde; und der Engel der Erde sprach: „ein sterbliches Geschöpf wird dies Gebilde seyn, wo irgend auf Erden es lebe. Denn Erde ist es und muß zur Erde werden.„

Er rief der himmlischen Wolke, daß sie den Staub befeuchte. Künstlich wälzete sich der Thon und wölbete sich mit innern Gefäßen und Kammern. Und der Engel des Wassers sprach: „Du wirst der Nahrung bedürfen, künstliches Geschöpf; Hunger und Durst werden die Triebe deines Lebens werden.„

Von innen formten sich Gånge und Adern; von außen mancherlei Glieder und der Engel der Lebendigen sprach: „mancherlei Begierden wird dies Gebilde unterworfen seyn: die Liebe des Geschlechts wird ihn ziehen und treiben.„

Da trat Jehovah zu ihm, begleitet von seinen Tôchtern, der Liebe und Weisheit. Våterlich richtete er ihn auf von der Erde, umarmte ihn und gab ihm im Kuß seinen unsterblichen Athem. Erhaben stand der Mensch da und blickte freundlich umher: „Siehe, sprach der Schôpfer, alle Gewåchse der Flur, alle Thiere des Feldes habe ich dir gegeben: dein Vaterland, die ganze Erde ist dein, daß du auf ihr herrschest und waltest. Aber du selbst bist mein und dein Athem ist mein und ich nehme ihn dir, wenn deine Zeit kommt, wieder.„ —

Da traten die Töchter Gottes, Weisheit und Liebe zum neuen Gott der Erde. Sie unterrichteten ihn und lehrten ihn kennen Thiere und Kräuter; sie sprachen mit ihm als seine Gespielinnen und ihre Lust war bei dem Menschenkinde.

So lebet der Mensch seine kurze Zeit hienieden. Dann sinkt er zusammen und giebt seinen Leib den Elementen wieder, aus welchen er ward; aber sein Geist kehrt wieder zu Gott, der seinen Athem ihm im väterlichen Kusse gegeben.

Der Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sein eigenes Daseyn. „Mich hat der Herr gepflanzt, sprach die erhabene Ceder; Vestigkeit und Wohlgeruch, Stärke und Dauer hat er in mir vereinigt.„ „Jehovahs Güte hat mich zum Segen gesetzt, sprach der umschattende Palmbaum; Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet.„ Der Apfelbaum sprach: „wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Waldes.„ Und die Myrthe sprach: „wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter den niedrigen Gesträuchen.„ So rühmten alle, der Oel- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten —

Der einzige Weinstock schwieg und sank zu Boden. „Mir, sprach er zu sich selbst, scheint

Alles versagt zu seyn, Stamm und Aeste, Blüthen und Früchte; aber so wie ich bin, will ich hoffen und warten.„ Er sank danieder, und seine Zweige weinten.

Nicht lange wartete und weinte er; siehe da trat die Gottheit der Erde, der freundliche Mensch zu ihm. Er sah ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hülfe begehrte. Mitleidig richtete ers auf und schlang den zarten Baum an seiner Laube hinauf. Froher spielten anjetzt die Lüfte mit seinen Reben, die Glut der Sonne durchdrang seine harten, grünenden Körner, bereitend in ihnen den süßen Saft, den Trank für Götter und Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt neigete bald der Weinstock sich zu seinem Herren nieder und dieser kostete seinen erquickenden Saft und nannte ihn seinen Freund, seinen dankbaren Liebling. Die stolzen Bäume beneideten ihn jetzt: denn viele

standen entfruchtet da; Er aber freuete sich voll Dankbarkeit seines geringen Wuchses, seiner ausharrenden Demuth.

Darum erfreut sein Saft noch jetzt des traurigen Menschen Herz und hebt empor den niedergesunkenen Muth und erquicket den Betrübten.

* * *

Verzage nicht, Verlassener, und harre duldend aus. Im unansehlichen Rohre quillt der süßeste Saft; die schwache Rebe gebiert den erquickendsten Trank der Erde.

Die Bäume des Paradieses.

Als Gott den Menschen ins Paradies einführte, neigeten sich vor ihm die Bäume des Paradieses mit ihren Wipfeln, und jeder derselben bot dem Lieblinge Gottes seine Früchte, seine Zweige, seinen erquickenden Schatten dar. „O daß er mich erwählte, sprach der Palmbaum, ich wollte ihn speisen mit den Trauben meiner Brust und mit dem Weine meines Saftes ihn tränken. Von meinen Blättern wollte ich ihm eine friedliche Hütte baun und ihn überschatten mit meinen Zweigen.„ „Mit meinen Blüthen wollte ich dich bestreuen, sprach der Apfelbaum, und dich mit meinen besten Früchten laben.„ So sprachen alle Bäume des Paradieses und Gott führte Adam zu ihnen, nannte ihm die Namen derselben und erlaubte ihm den Genuß ihrer aller, außer der Frucht vom einzigen Baum der Erkänntniß des Guten und Bösen.

„Ein Baum der Erkänntniß des Guten und Bösen? sprach Adam in seinem Herzen. Alle andere Bäume geben mir nur irdische, leibliche Nahrung; und dieser, der meinen Geist stärkt, der die Kräfte meines Gemüths erhebet, wäre mir verboten?„ Noch unterdrückte er den Gedanken; als aber das Beispiel und eine Stimme der Verführung zu ihm sprach, kostete er von der Frucht, deren Saft noch jetzt in aller Menschen Herzen gähret. Alle schätzen wir geringe, was uns vergönnet ist und sehnen uns nach dem Verbotnen: wir wollen nicht glücklich seyn durch das, was wir sind, sondern haschen nach Etwas, das über uns ist und außer unserm Kreise lieget.

*

* *

„Du hast den Menschen ein hartes Verbot gethan, sprachen die Engel der Eigenschaften, als Gott vom Paradiese zurück kehrte: denn was ist

reizender für ein Geschöpf, dem du die Gabe der Vernunft gegeben, als daß es Erkänntniß des Guten und Bösen lerne? Und deshalb willt du ihn, wenn er dein Gebot übertritt, mit dem Tode strafen?„ „Wartet, wie ich ihn strafen werde, sprach Gott: denn selbst im Wege seines Irrthums, auf welchem ich ihn mit Schmerzen der Reue durch stechende Dornen führe, leite ich ihn zum Baum eines höhern Lebens.„

Lilith und Eva.

Einsam ging Adam im Paradiese umher: er pflegte der Bäume, benannte die Thiere, freuete sich überall der fruchtbaren, Segenreichen Schöpfung, fand aber unter allem Lebendigen nichts, das die Wünsche seines Herzens mit ihm theilte. Endlich blieb sein Auge an Einem der schönen Luftwesen hangen, die, wie die Sage sagt, längst vor dem Menschen die Bewohner der Erde gewesen waren und die sein damals heller Blick zu schauen vermochte. Lilith hieß die schöne Gestalt, die wie ihre Schwestern auf Bäumen und Blumen wohnte und nur von den schönsten Gerüchen lebte. „Alle Geschöpfe, sprach er bei sich selbst, leben in Gemeinschaft unter einander; o daß mir diese schöne Gestalt zur Gattinn würde!„

Der Vater der Menschen hörte seinen Wunsch und sprach zu ihm: „du hast dein Auge auf eine Gestalt geworfen, die nicht für dich erschaffen

worden ist; indessen sei, zur Lehre deines Irrthums, dir dein Verlangen gewähret.„ Er sprach das Wort der Verwandlung und Lilith stand da in menschlichen Gliedern.

Freudig wallete Adam in ihre Arme; schnell aber sahe er seinen Irrthum ein: denn die schöne Lilith war stolz und wollte sich nicht zu seinem Herzen fügen. „Bin ich, sprach sie, deines Ursprunges? Aus Luft des Himmels ward ich gebildet und nicht aus niedriger Erde. Jahrtausende sind mein Leben; Stärke der Geister ist meine Kraft und Wohlgeruch meine himmlische Speise. Ich mag dein niedriges Geschlecht der Staubgebohrnen mit dir nicht vermehren.„ Sie entflog und wollte nicht wieder zu ihrem Manne kehren.

Gott sprach: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gattinn geben, die sich zu ihm füge.„ Da fiel ein tiefer Schlaf auf Adam und ein weissagender Traum wies ihm das neue Gebilde, das für ihn erschaf-

sen ward. Aus seiner Seite stiegs empor und war mit ihm von Einerlei Wesen. Freudig erwachte er und sahe sie und als Gott selbst die Liebliche zu ihm führte, siehe da bewegte sich die Stäte seines Herzens, denn sie war seinem Herzen nahe gewesen. „Mein bist du, rief er aus, und du sollt Männinn heißen: denn du bist vom Manne genommen.„

* * *

Darum wenn Gott einen Jüngling liebet: so giebt er ihm die Hälfte die sein ist, das Gebilde seines Herzens zum Weibe. Empfindend, daß sie für einander geschaffen worden, werden sie beide wieder zu Einem Bilde in täglich neuer Zufriedenheit und jugendlicher Schönheit. Wer aber frühe nach fremden Reizen blickt und buhlt nach Wesen, die nicht zu ihm gehören: empfängt zur Strafe eine fremde Hälfte. In Einem Leibe sind sie zwo verschiedne Seelen: sie hassen und zerreissen sich und quälen einander zu Tode.

Sammaël.

Als Gott den Menschen aus Staube geschaffen und den verweslichen Staub gekrönet hatte mit seines Ebenbildes Krone, stellete er ihn den Engeln dar und allen Geschöpfen. Die Schaar der Engel neigete sich vor ihm als ihrem jüngern Bruder; sie dienten ihm frölich bei seiner paradiesischen Hochzeitfreude.

Nur einer derselben, der stolze Sammael, spottete sein und wollte ihm nicht dienen. „Bin ich nicht, sprach er, aus Licht geschaffen worden und nicht aus Staube? Der Feuerstrom, der vom Throne fließt, gab mir das Wesen und nicht die zerfallende Erde.„—

Siehe, da wich von ihm der Strom des Lichtes, der sein Wesen erhielt; wie Schnee zerschmolz die glänzende Gestalt des Kleides, das

ihn schmückte. Der stolzeste erschien jetzt als der geringste unter den Engeln, da ihn die Kraft verließ, die ja nicht sein war.

* * *

Voll Zorn entwich er der Schaar der Himmlischen und drohete Rache den unschuldigen Menschen. „Da ich durch Euch, sprach er, unglücklich worden bin, so sollet auch Ihr durch mich unglücklich werden.„ Er hatte das Verbot gehört, das ihnen die Frucht des schädlichen Baums untersagte und wollte sie jetzt in leuchtender Engelgestalt verführen. Aber der Schnee zerschmolz, den er zu seinem Kleide bilden wollte, und weil er den Weg des Verführers ging, so konnte er ihnen nicht anders als in Schlangengestalt erscheinen. Vom glänzenden Seraph blieben ihm nichts als schimmernde Farben.

Eva sah und bewunderte ihn und ließ sich verführen: Sie aß vom Baume den Tod und gab ihrem Manne denselben: Krankheit und Elend

verbreiteten sich auf alle Geschlechter der Erde. Der Vater der Menschen erschien und richtete die Verführten mit Erbarmen; aber die verführende Schlange strafte er hart und verfluchte sie zum verabscheueten Wurm der Erde. „Weil deine Freude es war, sprach er zu Sammael, Unglückliche zu machen, so sei auch künftig die Schadenfreude allein dein unglückseliges Theil.„ Er verbannete ihn aus der Schaar der Seligen und statt des vorigen segnenden Geschäfts, das er im Himmel geführet hatte, ward Sammael jetzt — der verabscheuete **Engel des Todes.**

Der Vogel unsterblicher Wahrheit.

In Mitte des Paradieses standen die beiden wunderbarsten Bäume der Welt, der Baum der Erkänntniß und der Baum des Lebens. Von diesem zu essen, war den Menschen erlaubt; von jenem zu kosten war ihnen, um ihrer Kindheit willen, verboten. Der einzige Phönix, damals der König des ganzen gefiederten Reichs, Er nur nistete in diesen Zweigen und aß von ihnen unsterbliche Götterspeise.

Lüstern trat Eva hinzu und wollte kosten; als fürchterlich auf dem Baume der geflügelte Zeuge der Wahrheit seine Stimme erhob und also weissagte: „Betrogne, wo irrest du hin? was zu erblicken, öfnest du dir die Augen? Dich nackt zu sehen, wirst du weise; dich arm zu fühlen, willt du eine Göttinn werden?„ — Aber

Eva's Blick hing an der täuschenden Frucht und an ihrem listigen Verführer; sie übertrat des Herren Gebot und hörte nicht auf des weissagenden Vogels Stimme.

Als über alle Geschöpfe der Tod kam, ward Phönix ausgesondert, auf ewge Zeiten der Schuldlose Zeuge des Paradieses zu werden. Zwar mußte auch Er mit allen Lebendigen den Sitz der Unschuld räumen, wie die Verführten: König der jetzt einander feindseligen Vögel wollte er selbst nicht mehr seyn; seinen einst glücklichen, ruhigen Thron nahm jetzt ein Raubvogel ein, der Blutgierige Adler. Auch die Unsterblichkeit konnte ihm fortan in der dickeren vergifteten Luft der Erde nicht anders als durch Verwandlung werden; aber durch eine Verwandelung, die nach Jahrhunderten erst, und dann schnell und herrlich ihn wieder verjüngte. Wenn seine Stunde herannahet, ist ihm vergönnt, ins Paradies zu

fliegen: vom Baum des Lebens und vom Baum der Erkänntniß bricht er sich da die dürren, alten Zweige, in deren Flamme sich seine Glieder lösen. Die Zweige vom Baum der Weisheit bringen ihm Tod, die Flamme vom Baum des Lebens neue Jugend. Dann zieht er wieder in seine Wüste zurück und trauert um das Paradies; der schöne, einzige, von unserer Welt selten gesehene und noch seltener befolgte Vogel der unsterblichen Wahrheit.

Der himmlische Schäfer.

In der Nacht vor jenem Frühlingsfeste, an welchem die beiden ersten Zwillingssöhne des Menschengeschlechts dem Schöpfer ein Dankopfer bringen sollten, sah ihre Mutter Eva im Schlaf einen wunderbaren Traum. Die weißen Rosen, die ihr jüngerer Sohn um seinen Altar gepflanzet hatte, waren in Blutrothe vollere Rosen verwandelt, die sie auf der Erde noch nicht kannte. Sie wollte sie brechen, aber jede Rose zerfiel unter ihren Händen. Und auf dem Altar, auf welchem sonst nur Milch geopfert ward, lag jetzt ein blutiges Lamm. Weinende Stimmen erhuben sich rings umher und eine Stimme der Verzweiflung war unter ihnen, bis endlich alle sich in süße Töne verlohren, in Töne die sie noch nie gehöret hatte auf der Erde. Und eine schöne Aue lag vor ihr, schöner als selbst die Aue des Paradieses; und auf ihr weide-

te in ihres Sohnes Gestalt, ein weißgekleideter Schäfer. Die rothen Rosen waren um sein Haar und in der Hand hielt er ein Saitenspiel, aus welchem jene süßen Töne kamen. Er kehrte liebreich sich zu ihr, wollte sich ihr nahen und verschwand. Der Traum verschwand und Eva erwachte. Sie sah die Morgenröthe blutig aufgehn, und ging mit schwerem Herzen zum Opferfeste.

Die Brüder brachten ihre Opfer und die Eltern gingen heim. Am Abend aber kam Abel nicht wieder. Angstvoll suchte die Mutter ihn rings umher und fand nur seine zerstreute, traurige Heerde. Er selbst lag, wie ein Opferlamm, erschlagen am Altar: die Rosen um denselben waren mit seinem Blute gefärbet und Kains Aechzen schallte laut aus einer nahen Höle.

Ohnmächtig sank sie auf ihres Sohnes Leichnam, als ihr zum zweitenmal das Traumgesicht erschien. Ihr Sohn war jener schöne Schäfer, den sie in diesem neuen Paradiese sah. Die ro-

then Rosen waren um sein Haar und liebliche Töne entflossen seiner Harfe; also sang er ihr zu: „Schaue hinauf gen Himmel zu den Sternen; weinende Mutter, schaue hinauf. Da sind noch andere Auen, schönere Paradiese, als du in Eden sahst; wo die Blutgefärbte Rose der Unschuld voller blüht, und alle Seufzer sich in süsse Töne wandeln.„— Das Gesicht verschwand; und gestärkt stand Eva vom blassen Leichnam ihres Sohnes auf. Und da sie Morgens ihn mit ihren Thränen gewaschen und mit den Rosen von seinem Altar bekränzet hatte, wie sie ihn im Traume gesehn, begruben Vater und Mutter ihn an Gottes Altar, vorm Angesicht einer schönen Morgenröthe. Oft aber saßen sie an seinem Grabe zu Mitternacht und sahen gen Himmel und suchten ihren Schäfer unter den Sternen.

Adams Tod.

Neunhundert und dreißig Jahre war Adam alt, als er das Wort des Richters in seinen Gebeinen fühlte: Du sollt des Todes sterben. „Laß alle meine Söhne vor mich kommen, sprach er zur ängstigen Eva, damit ich sie noch sehe und segne.„ Sie kamen alle auf das Wort des Vaters und stunden vor ihm da, viel hunderte der Männer an der Zahl und weineten und flehten um sein Leben.

„Wer unter euch, sprach Adam, will zum heiligen Berge gehn? Vielleicht daß er für mich Erbarmung finde und bringe mir eine Frucht vom Baume des Lebens.„ — Alsbald erboten sich alle Söhne, und Seth, der frömmste unter ihnen, ward vom Vater selbst zur Botschaft auserwählet.

Sein Haupt mit Asche bestreuet, eilte er und säumte nicht, bis er vor der Pforte des Paradieses stand. „Laß ihn Erbarmung finden, Barmherziger (so betete er) und sende meinem Vater

eine Frucht vom Baume des Lebens. „— Schnell stand ein Engel Gottes, der glänzende Cherub da; nur statt der Frucht vom Lebensbaume hielt er einen dreiblättrigen Zweig in seiner Hand. „Bringe deinem Vater ihn, so sprach er freundlich, zu seiner letzten Labung: denn ewiges Leben wohnet nicht für ihn auf dieser Erde. Därum eile: denn seine Stunde ist kommen.„

Schnell wie ein Engel des Trostes eilte Seth und warf sich nieder und sprach: „keine Frucht vom Baume des Lebens bringe ich dir, mein Vater; aber diesen Zweig hat mir der Engel gegeben, zu deiner letzten Labung.„ Der Sterbende nahm den Zweig und freuete sich. Er roch an ihm den Geruch des Paradieses: da erhub sich seine Seele. „Meine Kinder, sprach er, ewiges Leben wohnet nicht für uns auf dieser Erde: Ich sterbe und ihr folgt mir nach. Aber an diesem Gewächse athme ich den Hauch einer andern Welt, den Geruch eines höheren Paradieses.„ Da brach

sein Auge: sein Geist entfloh auf dem Zweige vom Baum des Lebens.

Adams Kinder begruben ihren Vater und weinten um ihn dreißig Tage; Seth aber weinte nicht. Er pflanzete den Zweig auf seines Vaters Grab zum Haupt des Todten und nannte ihn den Zweig des neuen Lebens, des Auferwachens aus dem Todesschlaf.

Der kleine Zweig erwuchs zum hohen Baum und alle Kinder Adams stärkten sich an ihm mit dem Trost des andern Lebens. So kam er auf die folgenden Geschlechter. Im Garten Davids blühete er schön, bis sein bethörter Sohn an der Unsterblichkeit zu zweifeln anfing; da verdorrete der Zweig, doch kamen seine Blüthen unter andre Völker. Und als an einem Stamm von diesem Baum der Lehrer der Unsterblichkeit sein heiliges Leben aufgab, siehe da streuete sich von ihm der Wohlgeruch der Auferstehung umher unter alle Völker der Erde.

Zweite Sammlung.

Der Schwan des Paradieses.

Von Jugend an wandelte Henoch mit Gott und war ein stiller Betrachter: denn als Kind schon hatte ihn ein Engel ins Paradies geführt, wo das Licht wohnet, das Zeitlebens sein Inneres erleuchtete. Frühe las er in den Büchern, die ihm vom Himmel gesandt und nicht auf irdische Blätter geschrieben waren; er las im Buch der Sterne und aller Geschöpfe, daher man ihn nur den Betrachter, Idris, nannte.

Einst saß er einsam unter der rauschenden Ceder; da wehete stille Begeisterung ihn an: er sah das nahe Schicksal der Welt, die in Wasser untergehen sollte und den Tag des strafenden Rich-

ters. „O daß ich, seufzte seine Seele, dies meinen Brüdern sagen und auch der Nachwelt kundthun könnte, was mein weissagender Geist erblickte.„ Siehe da ließ sich ein glänzender Schwan vom Himmel herab; dreimal umflog er des Betrachtenden Haupt: eine Feder entfiel seiner Schwinge und langsam kehrte er zurück zu den Wolken. Henoch kannte ihn: es war ein Schwan des Paradieses, den er einst in seiner Kindheit gesehen und geliebet hatte: er nahm die Feder und schrieb damit seine weissagenden Bücher der Zukunft.

Als er nun lange seine Brüder vergeblich gewarnet hatte und das göttliche Licht in ihm wieder an seinen Ort hinaufzusteigen begehrte, siehe da nahm er seinen Sohn zu sich und sprach: „die Tage meines Lebens sind zu Ende, dreihundert fünf und sechzig kurze Tage. Im Paradiese sprach mir einst ein Engel, daß ich als Jüngling

schon Dem näher treten sollte, den ich von Kindheit auf so gern in seinen Werken las. Vielleicht daß dir, mein Sohn, der Gütige den Rest von meinen irdischen Tagen zu deinen Tagen zählt.„ Er sprachs und segnete ihn und siehe da waren um ihn und hoben ihn sanft empor die Schwäne des Paradieses. Auf ihren Flügeln trugen sie ihn hinweg und Henoch war nicht mehr: er ward nicht mehr gesehen.

Und als sein Sohn Methusalem ihn mit seinem spähenden Blick vergebens in den Wolken des heiligen Berges suchte; da stand ein Mann vor ihm in glänzender Gestalt. „Ich war der Engel deines Vaters, sprach er, der ihn als Jüngling auferzog und schon als Kind zum Paradiese führte. Im Paradiese ist er jetzt, ein ewger Jüngling. Er hat viel Jahre erfüllet: denn er ist bald vollkommen worden; darum gefiel er Gott und war ihm lieb und ward wegge-

nommen aus dem Leben unter den Sündern.„ Er sprachs und berührte die Erde mit dem Stabe des Propheten, der seiner Hand entfallen war; siehe da stand ein blühender Mandelbaum, der früheste Bote des Frühlings. Noch ehe seine Blätter sprossen, mit nackten Zweigen treibet er Blüthen und verkündiget die fröhliche Zeit. Der Engel war verschwunden und als Methusalem die Jahre seines Vaters genoß und das höchste Alter der Erdgebohrnen erreichte, sahe er jährlich in diesem frühblühenden Mandelbaum die Jugend seines hinweggeblüheten Vaters.

Der Rabe Noahs.

Aengstig blickte der Vater Noah aus seinem schwimmenden Kasten hinaus und wartete, bis die Wasser der Sündfluth fielen. Kaum sahen der Berge Spitzen hervor, als er alles Gefieder um sich rief, aus ihnen einen Kundschafter der Welt zu wählen. „Wer, sprach er, unter euch will mir Bote seyn, ob unsre Rettung nah ist?„ Und siehe, da drängte sich vor allen der Rabe hervor mit seinem Geschrei; nicht aus Treue zu Noah, noch aus Dienstbegier für seine eingeschlossenen Brüder: er witterte nur nach seiner scheußlichen Lieblingsspeise. Kaum war das Fenster geöfnet; so flog er hin und kehrte nicht wieder, der Undankbare vergaß seines Retters und seines Geschäfts; er hing am verwesenden Aase—

Aber die Rache blieb nicht aus. Noch war die Luft von giftigen Dämpfen voll und schwere

Dünste hingen über den Leichen; die benebelten ihm sein Gesicht und schwärzten noch dunkler seine dunkeln Federn. Zur Strafe seiner Vergessenheit ward ihm, wie sein Auge, so auch sein Gedächtniß düster; selbst seine neugebohrnen Jungen erkennet er nicht und genießt an ihnen keine Vaterfreude. Erschrocken über ihre Häßlichkeit flieht er hinweg und verlässet sie. Der Undankbare zeugt ein undankbar Geschlecht und muß des schönsten Lohnes entbehren, des Danks seiner Kinder.

Die Taube Noahs.

Acht Tage hatte Noah auf die Wiederkunft des Raben gewartet, als er aufs neue seine gefiederten Schaaren um sich rief, aus ihnen einen Kundschafter der Welt zu wählen. Schüchtern flog die Taube auf seinen Arm und bot sich an zur Sendung. „Tochter der Treue, sprach er, du wärest freilich mir eine Dienerin guter Botschaft; wie aber willt du deine Reise thun und dein Geschäft vollenden? Wie, wenn dein Flügel ermattet und dich der Sturm ergreift und wirft dich in die trübe Welle des Todes? Auch scheuen deine Füsse des Ufers Schlamm und deiner Zunge widert unreine Speise.„ — „Wer, sprach die Taube, giebt dem Müden Kraft und Stärke gnug dem Unvermögenden? Laß mich, ich bin dir gewiß eine Dienerin guter Botschaft.„

Sie entflog und schwebete hin und her, und nirgend fand sie, wo ihr Fuß ruhen könnte; als

schnell der Berg des Paradieses sich vor ihr erhub mit seinem grünenden Wipfel. Ueber ihn hatten nichts vermocht die Wasser der Sündfluth und der reinen Taube war die Zuflucht zu ihm unverboten. Freudig eilete sie und ließ sich am Fuß des Berges nieder. Ein schöner Oelbaum blühete da: sie brach ein Blatt des friedlichen Baums und eilte gestärkt zurück und legete den Zweig auf des schlummernden Noah Brust. Er erwachte und roch daran den Geruch des Paradieses: da erquickte sich sein Herz: er erquickte die Seinigen, bis ihm sein Retter selbst erschien, und bekräftigte bald der Taube gute Botschaft.

Immer ist seitdem die treue Taube eine Dienerin der Liebe und des Friedens. **Wie Gold und Silber glänzen ihre Flügel**, sagt das Lied; ein Schimmer noch vom Glanz des Paradieses, das sie auf ihrer treuen Wanderschaft erquickte.

Abrahams Kindheit.

In einer dunkeln Höle ward Abraham erzogen: denn der Tyrann Nimrod stellete ihm nach dem Leben. Aber auch in der dunkeln Höle war das Licht Gottes in ihm; er dachte fleißig nach und sprach zu sich: „wer ist mein Schöpfer?„

Als er nach sechzehn Jahren endlich hinaustrat und zum erstenmale Himmel und Erde sah; wie erstaunte er und freuete sich! Er fragte alle Geschöpfe rings umher: „wer ist Euer Schöpfer?„

Eben ging die Sonne auf und er fiel nieder auf sein Angesicht. „Das, sprach er, ist der Schöpfer Himmels und der Erde: denn seine Gestalt ist so herrlich!„ —

Die Sonne stieg hinauf und stieg hinab und ging am Abend unter. Da ging der Mond hinauf, und Abraham sprach zu sich: „das untergegangene Licht war nicht der Gott des Himmels;

vielleicht ists jenes kleinere Licht, dem dieses große Heer der Sterne dienet.„ Aber auch Mond und Sterne gingen unter und Abraham stand allein.

Er ging zu seinem Vater und fragte ihn: „wer ist der Gott des Himmels und der Erde?„ und Tharah zeigete ihm seine Götzenbilder. „Ich will sie prüfen,„ sprach er bei sich selbst und als er allein war, legete er ihnen die schönste Speise vor. „Wenn ihr lebendge Götter seyd: so nehmet euer Opfer.„

Aber die Götzenbilder standen da und regeten sich nicht. „Und diese, sprach der Knabe, kann mein Vater für Götter halten? Wohl! Ich will jetzt als ein Knabe handeln, vielleicht belehre ich ihn.„ Da nahm er seinen Stab und zerschlug die Götzen alle bis auf Einen, und legte seinen Stab in dieses Götzen Hand und lief zum Vater hin und sagte: „Erschrick nicht, Vater, dein oberster Gott hat alle seine Brüder getödtet.„ Und als nun Tharah zornig ward und sprach: „Du

spottest meiner! wie kann er es, da meine Hände ihn gebildet haben?„ siehe da nahm Abraham das Wort und redete zu ihm: „zürne nicht, mein Vater, und laß dein Ohr vernehmen, was dein Mund sagte. Trauest du deinem Gott nicht zu, daß Er vermöge was ich mit meiner Knabenhand zu thun vermochte, wie wäre Er der Gott, der mich und dich und Himmel und Erde schuf?„ — Tharah verstummte auf des Knaben Wort.

* * *

Bald aber kam die That vor den Tyrannen Nimrod; der foderte ihn vor sich und sprach: „Meinen Gott sollt du anbeten, Knabe; oder der brennende Ofen sei dein Lohn.„ Denn alle Weisen hatten bei Abrahams Geburt dem Könige geweissagt, daß Er die Götzen stürzen und des Königes Dienst vernichten würde im ganzen Königreiche. Darum verfolgete der König ihn.

„Wer ist dein Gott, o König?„ sprach der unerschrockne Knabe.

„Das Feuer ist mein Gott, antwortete er, das Mächtigste der Wesen.„

„Das Feuer, sprach der Knabe, wird vom Wasser ausgelöscht: das Wasser wird von der Wolke leicht getragen: der Wind verjagt die Wolken und dem Winde besteht der Mensch. So ist der Mensch das Mächtigste der Wesen—„

„Und ich der Mächtigste der Menschen, sprach der König. So bete mich an; oder der glühende Ofen ist alsobald dein Lohn.„

Da schlug der Knabe sein bescheidnes Antlitz auf und sprach: „ich sah die Sonne gestern am Morgen auf; und am Abend' untergehn; befiehl o König, daß sie heut am Abend' auf und am Morgen untergehe: so will ich dich anbeten.„ Und Abraham ward in die Glut geworfen.

Aber des Feuers Kraft beschädigte den Knaben nicht: ein Engel nahm ihn sanft in seinen Arm und fächelte die Flammen von ihm ab, wie einen Liliendust. Schöner ging der Knabe vom Feuer hinaus und bald erschien ihm selbst sein Gott und rief ihn aus Chaldäa und weihete ihn zu seinem Freunde ein. Und Abraham ward Stifter des wahren Gottesdienstes des Einen Gottes Himmels und der Erde für alle Welt.

Die Stimme der Thränen.

Drei Tage war Isaak im Herzen seines Vaters todt: denn am vierten Tage hatte Gott sich ihn zum Opfer erkoren. Schweigend zog Abraham gen Moriah hin, im tiefsten Grame versunken, als ihn die freundliche Stimme des Kindes weckte: „Siehe mein Vater, hier ist Feuer und Holz; wo ist aber das Lamm zum Opfer?„ — „Mein Sohn, sprach Abraham, Gott hat ihm selbst ersehen ein Opferlamm!„ So gingen die beide schweigend mit einander.

Und als sie kamen an die Opferstäte und der Altar gebauet und alles bereitet war: ergriff der Vater seinen Sohn und legte ihn auf den Altar und fassete das Messer in die Rechte und sah gen Himmel hinauf. Der Knabe duldete und schwieg und blickte mit weinendem Auge zum Himmel hinauf —

Die stumme Thräne im Auge des Vaters und des Kindes durchdrang die Wolken und trat zum Herzen Gottes mit großem Geschrei. „Abra- ham! rief der Engel des Herrn vom Himmel her- ab: Abraham, schone des Knaben und thue ihm nichts. Es ist genug!„

Freudig nahm der Vater den wiedergeschenk- ten Sohn, das Opfer Gottes, zurück und hieß die schrecklich-frohe Stäte: „Jehovah schaut!„ Er schaut die stumme Thräne im Au- ge des Leidenden: er sieht des Herzens Jammer, der ängstlicher ruft als alles Geschrei.

* * *

Dreifach ist das Gebet der Menschen zu Gott; und kräftiger ist Eines als das andre.

Gebet mit stiller Stimme gefället ihm wohl: er hörets tief im Herzen, und nimmts auch von der stammlenden Lippe gnädig auf.

Das Gebet der Noth mit großem Geschrei durchdringt die Wolken und häufet glühende Kohlen auf des Unterdrückers Haupt.

Doch mächtig über alles ist die Thräne des Verlaßnen, der fest an Gott sich hält und stirbt. Sie sprenget Pforten und Riegel und dringt zum Herzen Gottes und bringt den Blick des Schauenden hernieder.

Das Grab der Rahel.

Als Jakob von der heiligen Stäte wiederkehrte, auf welcher Gott sich ihm gastfreundlich geoffenbaret hatte, als er in seiner Jugend den offenen Himmel sah; da war sein Herz voll Freude: denn Jehovah hatte ihm seinen Freundesbund aufs neue bestätiget; bald aber traf ihn ein bittrer Schmerz. Die Liebe seiner Jugend, Rahel, starb bei ihrem zweiten Sohne, und da die Seele ihr entging und sie nun sahe, daß sie sterben mußte, nahm sie den letzten Athem noch zusammen und küssete das Kind und nannte seinen Namen: „Benoni, den Sohn der Schmerzen„ und starb.

Und als sie vor dem Ewigen erschien, weinete sie und sprach: Erfülle mir, o Vater, die erste Bitte hier an deinem Thron. Laß mich zuweilen noch die Meinigen schaun, von denen

du mich trenntest, daß ich in ihrem Leiden sie noch sehe und ihre Thränen lindre.„—

Dreimal soll dir dein Wunsch gewähret seyn, sprach Gott, daß du auf Erden deine Kinder schauest; doch lindern kannst du ihre Thränen nicht.„

Sie ging zum erstenmal hinab und fand den alten Jakob um ihre beiden Söhne ängstlich trauren. Des Josephs blutiges Kleid lag neben ihm: „mein graues Haar, rief er, wird in die Grube fahren: mit Leide werd' ich zu den Todten wandern: denn auch Benoni wird mir jetzt geraubt.„

Seufzend stieg sie wieder zum Himmel hinauf: bis späterhin ihr Mann und ihre Söhne, als Abgeschiedene, selbst zu ihr kamen und freudig ihr erzähleten, wie schön sich all ihr Leid in Freude verwandelt habe.

Sie trocknete die Thränen und stieg lange nach diesem zum zweitenmal hernieder auf ihr Grab. Da sahe sie ihre Kinder ins Elend treiben, wie man die Heerde treibt. Alles fand sie

verwüstet und selbst ihr Grab war nicht verschont. Eine Zeitlang blieb sie auf dem öden Grabe und lange hörte man auf ihm ein unsichtbares Aechzen.

Sie stieg zum drittenmal hernieder; da floß um Bethlehem der unschuldigen Kinder Blut. Ihre Mütter weinten und auf ihrem Grabe weinete Rahel laut. Untröstlich ächzte sie: „sie sind, sie sind nicht mehr.„ Man hörte lang' am Grabe das weinende Ach: „sie sind nicht mehr.„

Und als sie wiederkehrte, sprach der Allbarmherzige: „ruhe jetzt, meine Tochter, und quäle dein Herz nicht mehr um deiner Kinder Leiden. Der Weg der Sterblichen führt bald in Thäler, wo nur Klagen tönen; bald, wenn das Thal sich wendet, wird die Klage selbst Lobgesang. Vertrau mir deine Kinder an; sie sind auch meine Kinder: dein Herz ist nicht gemacht, der Erdgebohrnen Schicksal zu tragen und zu lindern.„

Beruhigt blieb der schönen Rahel Geist fortan im Paradiese. Zwar fragte sie die Neuankommenden um ihr vollendetes Geschick auf Erden; doch nimmer kehrte sie zu ihrem Grabe wieder, auf dem das Aechzen ihres mütterlichen Herzens nun schon längst verhallet ist. Das Grabmal schweigt und Rahel freuet sich mit ihren Kindern in der ewgen Ruh.

Joseph und Zulika.

Als Potiphars Weib, die schöne Zulika, den Joseph ergriff und alle seine Sinnen reizte; siehe da stand dem Geiste des Jünglings die ehrwürdige Gestalt seines Vaters vor Augen. „Die Namen deiner Brüder, sprach Jakob, werden auf zwölf Steinen des Brustschildes glänzen und in die Wohnung des Allerheiligsten zum Gedächtniß eingehen vor Jehovah. Du solltest auch mit ihnen geschrieben werden; willt du, daß dein Name vertilget sei und du ein Hirte der Ehebrecherin heißest?„ Alsobald kam Joseph zu sich und wand sich los. Sein Herz blieb vest in seiner Kraft; seine Händ' und Arme stärketen sich. Die goldenen Träume seiner Kindheit traten ihm vor Augen; und statt Eines kamen nachher Zwei Na-

men seines Geschlechts auf die glänzenden Steine ins Angesicht vor Jehovah. Der sterbende Vater pries ihn und sprach: ein blühender Zweig ist Joseph; der Sohn einer Blühenden, die über der Quelle steht. Seine jungen Zweige sprossen, sie sprossen die Mauer hinan — ein Lohn seiner Gottesfurcht und Keuschheit.

Der Streit der heiligen Berge.

Als Gott sein Gesetz zu geben auf Sinai stieg, traten vor ihn die Geister der Berge im Lande der Verheissung. „Warum verschmähest du Uns, deine Erkohrnen; und wählest den fremden Berg, einen dürren Fels der heidnischen Wüstenei zu deines Fußtritts Schemel?„

„Wer seyd ihr, sprach Jehovah, daß ihr es wagt, der Schemel meiner Herrlichkeit zu werden? Schauet umher. Mein Tritt war dort auf jenen ersunknen Bergen, auf den zerfallenen Hügeln der alten Zeit; wo ist jetzt die Krone ihres Gipfels?„

„Aber auf Euch, fuhr der Gnädige fort, will ich meine Herrlichkeit milder offenbaren: Du lachender Tabor, sollt das verklärte Antlitz meines Sohnes schaun und zu ihm meine sanftere Stimme hören. Berg Gottes, du fruchtba-

rer Karmel, auf dir soll einst mein zweiter Knecht, Elias wohnen und meinen Namen mit Feuer vom Himmel den Menschen kundthun. Du Libanon, sollt mein Heiligthum baun und du bescheidner, schweigender Zion, auf Dir, dem kleinsten der Berge soll einst mein Heiligthum ruhn, meines Namens ewige Wohnung. Der Berg, da das Haus Jehovahs ist, wird alsdann höher seyn als alle Berge der Erde und über alle Hügel erhaben werden.„

Freudig verließen die Berge das Angesicht Jehovahs: sie neideten den Sinai nicht mehr und der kleinste von allen, der demüthige Zion ward künftig der Größeste der Berge.

Die Worte des Gesetzes.

Als Gott sein Gesetz auf Sinai geben wollte, trat Moses in der heiligen Wolke vor ihn und sprach: „Allgütiger, du willt jetzt dein Gesetz für Israel geben, daß alles Volk es vernehme; wie aber? werden auch die andern Völker und die kommenden Geschlechter Gottes Stimme hören?„

„Sie haben sie gehört, sprach der Allmächtige, und jeder der Propheten und der Weisen, selbst jedes Kind, wo es es auf Erden lebt, hat seinen Theil empfangen: denn ihre Seelen sind nur Nachklang meiner Stimme, die alle Welten füllt.„ —

Gott sprachs und winkte dem Engel der Seelen, daß er den Fragenden ins Reich der innern Schöpfung führte. Hier sahe Moses, wie durch die Macht des ewigen Worts das Gebilde der

Menschheit ward: ein jedes Wesen ward die Wurzel eines Baums voll göttlicher Gedanken.

„So viele, sprach der Engel, hier Menschenseelen sind, so viele sind Auslegungen der Stimme, die dieses Weltall schuff; und viele Seelen fassen viel der Stimmen und deine Seele, (fuhr der Engel zu Moses fort,) faßt des Gesetzes Baum mit Wurzeln, Stamm und Zweigen. Jedwede Seele wird gerichtet werden, nach dem was in ihr war, nach jenem Laut der Stimme, der sie zum Leben rief.„—

Und der Engel nahm ihn bei der Hand und führte ihn ins Reich der ungebohrnen Kinder, in die Vorhöfe des Paradieses. „Hier, sprach er, werden sie erzogen und zu ihrem Leben auf der Erde bereitet. Wie eine Seele Folgsamkeit und Treue erwiesen, steiget sie in dieses oder jenes Geschlecht hinab, zu ihrem Lohn oder zu ihrer Strafe. Doch ehe jede derselben niedersteigt, führet ihr Engel sie umher und zeigt ihr die

Pforten der Hölle und des Paradieses. Dort siehet sie die Ungerechten gequält; hier die Gerechten getröstet. Welchen Eindruck nun das Kind bewahret und behält, nach solchem bildet es sich fürderhin im Leben. Wem nur die Hölle im Gedächtniß schwebt, der wird ein Knecht; wer aber die Freuden des Paradieses ahnend in sich empfindet, der wird ein Kind Jehovahs und findet auf der Erde schon den Trost des Paradieses. Wer nichts von beiden erhält, verwildert ohne Gefühl und wird ein Thier des Feldes.„

Siehe, da kam der Engel der Weisen und nahm den Moses bei der Hand und führte ihn in die Schule des Himmels. „Hier, sprach er, steigt jedwede Seele in jedem stillen Augenblick hinauf, da sie das Wort des Ewigen in sich lieset. Sobald die Sinne schweigen und der Leib des Menschen schläft, steigt sie zum Himmel empor und wird gewürdiget, den Sinn des Ewigen zerstreuungslos zu hören. Die höchsten Engel

schweigen mit ihren Lobgesängen, bis alle Seelen der Menschen versammlet sind, wie geschrieben steht:

Die Blumen sind entsprossen von der Erde,
Die Zeit des Gesanges ist da,
Die Turteltaube lässet sich hören auf unserer Flur —

Alsbald empfangen die Engel die Lobgesänge der Seelen und flechten sie dem Ewigen selbst zur angenehmen Krone.„

Da fiel Moses nieder und sprach:

Wie hat Jehovah die Menschen lieb
All seine Heiligen sind um ihn her;
Sie sitzen ihm zu Füßen
Und lernen von ihm selbst sein heiliges ewiges Wort.

Die Bürgschaft des Menschengeschlechts.

Die Schuld der Eltern ist durch ihre Kinder bei Gott verbürget. Was der Vater sündigte, büßet oft der Sohn und der Enkel.

Als Gott sein Gesetz auf Sinai gab, sprach er: „stellet mir Bürgen, daß ihr es haltet.„

Sie nannten ihm ihre gerechten Väter: allein Jehovah nahm sie nicht an. „Sie sind selbst Schuldner gewesen, gleich wie ihr; gebet mir eure Söhne und Enkel zum Unterpfande.„

Die Seelen der Ungebohrnen, die alle um den Berg versammlet waren, die Säuglinge an den Brüsten, die Kinder auf dem Schooße der Mütter erhuben ihre Stimme und übernahmen die Bürgschaft. Da sprach der Ewige; **heimsuchen will ich die Missethat der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte**

Glied; aber segnen will ich in die Tausende der Geschlechter.

Anbetend neigete sich Moses zur Erde und als er Gott anschauen wollte und Gott vorüberging, rief eine Stimme: Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig, der du vergiebst der Väter Missethat und strafst die Missethat der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, aber segnest in die Tausende der Geschlechter. —

Aarons Entkleidung.

Mit schwerem Herzen entkleidete Moses seinen Bruder Aaron auf Hor am Gebürge. Er zog ihm seine heiligen Kleider aus und zog sie Eleasar an und Aaron sammlete sich und starb: denn er hatte gesündigt gegen den Herren. Und ganz Israel beweinete ihn dreißig Tage.

Am dreißigsten Tage saß Moses auf diesem Gebürge und sah im Traum seinen Bruder. Die Herrlichkeit Jehovahs glänzte auf seiner Stirn und ein schöneres Priestergewand umfloß seine neuverjüngten Glieder. Ein güldener Gürtel war um seine Brust; aber die zwölf Steine des Heiligthums waren nicht auf derselben. Ein Greis stand vor ihm da, und segnete ihn ein; der Stab aber, der im irdischen Heiligthum geblühet hatte, war nicht mehr in seinen Händen.

Und als Aaron sich gegen ihn wandte und ihm winkte, daß er auch zu ihm käme, fragte Moses die himmlische Gestalt und sprach: „warum ist der Stab deines Priesterthums nicht in deinen Händen, mein Bruder? und warum glänzen auf deiner Brust nicht mehr die zwölf Steine zum Andenken vor Jehovah?„

„Sie waren mir schwer genug, antwortete Aaron, als ich auf Erden ging; jetzt ist meine Brust weiter und meine Seele erleichtert. Auch der Stab meines Stammes ist nicht mehr in meinen Händen: denn vor dem Gott aller Welt sind alle Stämme und Völker. Ein Priester zu Salem bin ich anjetzt; der König des Friedens segnete mich ein zum Priesterthum seiner Ordnung. Ohne Vater und Mutter ist er, ohne Geschlecht und Anfang der Tage und Ende des Lebens, ein Priester Gottes des Allerhöchsten in Ewigkeit.„

Das Gesicht verschwand und Moses erneuerte die menschenfreundlichen, tröstenden Gesetze von der Ruhe des Sabbats nach der Arbeit und dem Sabbatjahr der Befreiung für Unterdrückte und Arme, für Verkaufte und Knechte und Thiere. Er erneute die Gesetze vom Laubhüttenfest und dem frölichen ewigen Jubeljahre.

Der Tod Moses.

Als Moses, der Vertraute Gottes, sterben sollte und seine Stunde herannahte, versammlete Gott die Engel um sich her. „Es ist die Zeit, sprach er, die Seele meines Knechtes zu mir zu fodern, wer will mein Bote seyn?„

Die Edelsten der Engel, Michael, Raphael und Gabriel, sammt allen die vor Gottes Thron stehn, baten und sprachen: "wir sind seine, Er ist unser Lehrer gewesen, laß uns nicht fodern dieses Mannes Seele.„

Aber der abgefallene Sammael trat hervor: „Hier bin ich, sende mich.„

Mit Zorn und Grausamkeit bekleidet, stieg er hinab, das Flammenschwert in seiner Hand und freuete sich schon der Schmerzen des Gerechten. Als er aber näher zu ihm trat, erblickte er das Angesicht Moses. Seine Augen waren nicht dunkel worden und seine Kraft war nicht verfallen. Er schrieb die Worte seines letzten Liedes und den heiligen Namen;

sein Antlitz glänzete bewaffnet mit Ruhe und Himmelsklarheit.

Der Feind der Menschen erschrack. Sein Schwert entsank ihm und er eilete hinweg. „Ich kann dir die Seele dieses Mannes nicht bringen, sprach er zu Jehovah: denn ich habe an ihm nichts Unreines funden.„

Da stieg Jehovah selbst hernieder, die Seele seines Knechts von ihm zu nehmen und seine getreuen Diener, Michael, Raphael und Gabriel, sammt allen Engeln seines Angesichts, stiegen hinab mit ihm. Sie bereiteten Moses sein Sterbelager und standen ihm zu Haupt und Füssen und eine Stimme sprach: „fürchte dich nicht. Ich selbst will dich begraben.„

Da bereitete Moses sich zu seinem Tode und heiligte sich, wie Einer der Seraphim sich heiligt, und Gott rief seine Seele: „Meine Tochter, hundert und zwanzig Jahre hatte ich dir bestimmt, im Hause meines Knechts zu wohnen. Sein Ende ist gekommen: gehe heraus und säume nicht.„

Und Moses Seele sprach: „o du Herr aller

Welt! Ich weiß, daß du bist ein Gott aller Geister und aller Seelen und daß in deiner Hand sind die Lebendigen und die Todten. Aus deiner Hand empfing ich das feurige Gesetz und sahe dich in den Flammen und stieg hinauf und ging den Weg des Himmels. Durch deine Macht trat ich in den Pallast des Königes und nahm die Krone von seinem Haupt und that viel Wunder und Zeichen in Aegypten. Und führete dein Volk hinaus und spaltete das Meer in zwölf Spalten und verwandelte das bittere in süßes Wasser und offenbarte deine Geheimnisse den Menschenkindern. Ich wohnte unter dem feurigen Thron und hatte meine Hütte unter der Feuersäule und redete mit dir von Angesicht zu Angesicht, wie der Freund mit seinem Freunde redet. Und nun, es ist genug! nimm mich, ich komme zu dir.„—

Da küssete der gnädige Gott seinen Knecht und nahm ihm im Kusse seine Seele. **Moses starb am Munde Gottes und Gott begrub ihn selber und niemand weiß die Stäte seines Grabes.**

Dritte Sammlung.

Die Opfertaube.

Frölich kam der rohe Krieger Jephthah von seinem Siege zurück. Er hatte vor der Schlacht ein unbedachtsames Gelübde gethan, dem Herrn zum Opfer zu bringen, was ihm aus seiner Hütte zuerst entgegenträte; und siehe da kam seine Tochter ihm entgegen, sein einziges Kind. Jauchzend trat sie heraus mit Pauken und Saitenspiel; doch bald war ihre Freude in Leid verwandelt. „Ach meine Tochter, sprach er, wie beugest du mich? aber ich habe gelobt und kann es nicht widerrufen.„

Vergebens trat der Hohepriester hinzu und belehrete ihn, daß Gott ein solches Opfer von seiner Hand nicht fodre, daß er verabscheue das

Blut des Kindes, das von der Hand des Vaters auf Gottes Altar vergossen werde. Der harte Krieger blieb auf seinem Wort und kaum erlaubete er noch seiner flehenden Tochter, mit ihren Gespielinnen hinzugehen auf die Berge, und ihre Jugend daselbst zu beweinen.

Und als sie statt des Jubelgesangs, mit dem sie ihren Vater empfangen hatte, den Ton der Klage jetzt begann und ihren Tod bewillkommte: siehe, da gesellte eine Turteltaube sich zu ihr und verließ sie nicht und girrete in ihre Töne, als ob sie sie trösten wollte. Aber Naëmi vernahm die Stimme der tröstenden Taube nicht und nach zween Monaten kam sie zu ihrem Vater und sprach: „Hast du gelobet, mein Vater: so thue mir wie du gesaget hast„ und ging wie ein Lamm zum Altare.

Und als der Grausame das Opfermesser faßte und seine Rechte erhob: siehe da stand mit zürnendem Blick Abraham bei dem Altare und griff in seine Rechte: „Unbesonnener, sprach er, thue

der Jungfrau nichts: Gott will kein solches Opfer von deinen Händen. Er nahm das Meinige nicht an, das er einst prüfend selbst von mir verlangte; und du, o harter Mann, sollt ohne Kinder sterben.„ Er sprach es und verschwand. Und siehe da flog die Turteltaube hinzu und ward statt der erretteten Jungfrau durch die Hände des Hohepriesters für sie ein Opfer. Freudig zog Naëmi jetzt mit ihren Gespielinnen wieder auf die Berge und dankte Gott für ihre neugeschenkte Jugend. Aber sie starb bald; und auf ihrem Grabe girrete die andere Turteltaube, und alle Töchter Israels beweinten sie und gingen jährlich hin zu klagen die Tochter Jephtha's und ihre Errettung zu feiren.

Die Gesänge der Nacht.

Als David in seiner Jugend auf Bethlehems Auen saß: da kam der Geist Jehovahs über ihn und seine Sinne wurden aufgethan, zu hören die Gesänge der Nacht. Alle Himmel erzählten Gottes Ehre und alle Sterne traten in ein Chor: der Klang von ihren Saiten berührete die Erde, zum Ende der Himmel floß ihr stilles Lied.

„Licht ist das Angesicht Jehovahs,„ sprach die untergehende Sonne und die Abendröthe antwortete ihr: „ich bin der Saum seines Kleides.„

Die Wolken über derselben thürmeten sich und sprachen: „wir sind sein Nachtgezelt„ und die Wasser der Wolken im Abenddonner tönten: „die Stimme Jehovahs gehet auf uns: der Gott der Ehren donnert, der Gott der Ehren donnert hoch.„

„Er schwebet auf meinen Fittigen,„ sprach der säuselnde Wind; und die stille Luft antwortete ihm: „ich bin der Othem Gottes, das Schweben seiner erquickenden Gegenwart.„

„Wir hören Lobgesänge, sprach die Erde, und ich bin still und stumm?„ Und der fallende Thau antwortete ihr: „ich will dir Labung seyn, daß deine Kinder jauchzen, daß deine Säuglinge blühen, wie die Rose.„

„Wir blühen und sind frölich,„ sprach die Au', und die Aehren rauschten drein: „wir sind der Segen Gottes, die Heere Gottes gegen des Hungers Noth.„

„Wir segnen euch von oben,„ sprach der Mond: „wir segnen euch,„ antworteten die Sterne. Und die Heuschrecke girrete und sprach: „er segnete auch mich mit einem Tröpfchen Thau.„

„Er tränket meinen Durst,„ antwortete die Hindin. „Er erquickte mich,„ sprach das aufsprin-gende Reh.

„Und giebt uns unsre Speise,„ träumete das Wild; „und kleidet unsre Lämmer,„ blöckete die Heerde.

„Er erhörte mich, so krächzete der Rabe, als ich verlassen war.„ „Er erhörte mich, antwor-tete die Gemse, da meine Zeit kam und ich aus-riß und gebar.„

Die Turteltaube girrte und die Schwalbe, und alle Vögel girrten schlummernd nach: „wir haben unsre Nester funden, unsre Häuser; wir wohnen auf Gottes Altar. Und schlummern unter dem Schatten seiner Flügel, in stiller Ruh.„

„In stiller Ruh,„ antwortete die Nacht, und hielt den langen Ton; da krähete der Hahn, der Erwecker der Morgenröthe: „Thut auf die Pfor-

ten, die Thore der Welt; es zeucht der König der Ehren heran. Erwacht ihr Menschen und preiset Gott; der König der Ehren ist da." Da ging die Sonne auf, und David erwachte aus seinem Psalmreichen Traume; so lang' er lebete, blieben in seiner Seele die Töne dieser harmonischen Schöpfung.

Die Morgenröthe.

Hast du die schöne stille Morgenröthe gesehn? Sie leuchtet hervor aus Gottes Gemach, ein Stral des unvergänglichen Lichts, die Trösterin der Menschen.

* * *

Als David einst, verfolgt von seinen Feinden, in einer schauerlichen Nacht auf dem Berge Hermon saß, und den Trauervollsten seiner Psalmen seufzte: „Löwen und Tiger brüllen um mein Ohr, der Bösen Rotte hat mich rings umgeben und ich seh keinen Helfer!„ siehe da ging die Morgenröthe auf. Mit glänzenden Augen sprang sie hervor, die frühgejagte Hindin, und hüpfte auf den Bergen und sprach zu ihm wie ein Engel auf den Hügeln: „Was grämst du dich, daß du verlassen seyst? Ich riß hervor aus dunkler Nacht; aus Grauenvoller Finsterniß ward Morgen.„

Getröstet hing an ihrem Blick des Traurigen Auge, bis sie zur Sonne ward und Heil der Welt aufging mit ihren mächtigen Flügeln. Frohlockend änderten sich die Töne seines Gesanges, den er das Lied der Morgenröthe nannte, der **frühe gejagten Hindin.** Auch späterhin sang er ihn oft und dankte Gott für die Bedrängungen seiner Jugend; und jedesmal kam mit demselben neues jugendliches Morgenroth in seine trüb'⸗umhüllete Seele.

* * *

Tochter Gottes, heilge Morgenröthe, blicke mich täglich an, und weihe wie den Himmel und die Welt, so auch mein Herz zu deiner stillen Wohnung.

Der Psalmensänger.

Der königliche Psalmensänger hatte seinem Erretter und Wohlthäter eben Eins der schönsten Lieder gesungen, und noch rauschte das heilige Lüftchen, das beim Aufgange der Sonne ihn durch den Klang seiner Harfe täglich weckte, nachhallend in ihren Saiten; als Satan gegen ihn stund und das Herz des Königes zum Stolz über seine Gesänge neigte. „Hast du, sprach er, Allmächtiger, unter allen deinen Geschöpfen Eins, das süßer als ich dich lobe?„

Siehe da flog im offnen Fenster, vor dem er seine Hände ausbreitete, eine Heuschrecke auf den Saum seines Kleides und fing ihren hellen Morgengesang an. Eine Menge Heuschrecken versammleten sich um sie her: die Nachtigall flog heran und alle Nachtigallen wetteiferten mit einander zum Preise des Schöpfers. Das Ohr des

Königes ward aufgethan, und er vernahm den Gesang der Vögel, die Stimme der Heuschrecke und aller Lebendigen, das Murmeln der Bäche, das Rauschen der Haine, den Klang des Morgensterns, den entzückenden Klang der aufgehenden Sonne. Verlohren im hohen Einklange der Stimmen, die unaufhörlich und unermüdet den Schöpfer loben, verstummete er und fand sich in seinen Gesängen selbst hinter der Heuschrecke, die noch auf dem Saum seines Kleides girrte. Demüthig ergriff er die Harfe und sang: **lobet den Herrn, ihr alle seine Geschöpfe; lobe den Herrn auch du, mein Innerstes, du meine verstummende Seele.**

David und Jonathan.

Als von Sorgen seines Reichs und vom Kummer über seine Kinder verzehret, der Sohn Isai auf seinem Sterbelager entschlief; siehe da kam im dunkeln Thale des Todes der Freund seiner Jugend, Jonathan, ihm zuerst entgegen. „Unser Bund ist ewig, sprach er zur Gestalt des alten Königes; aber ich kann dir meine Rechte nicht reichen: denn du bist mit Blut befleckt, mit dem Blut auch meines väterlichen Hauses und selbst mit Seufzern meines Sohnes beladen. Folge mir nach.„ Und David folgete dem himmlischen Jünglinge.

„Ach, sprach er bei sich selbst, ein harter Stand ist das Leben der Menschen, und ein härterer noch das Leben der Könige. Wäre ich wie du gefallen o Jonathan, mit unschuldigem Herzen, im Lenz meiner Jahre; oder wäre ich ein

LB Coburg

singender Hirt auf Bethlehems Flur geblieben! Ein schönes Leben hast du indeß im Paradiese gelebt; warum bin ich nicht mit dir gestorben?„

„Murre nicht, sprach Jonathan, gegen Den, der dir die Krone deines Volkes gab und dich zum Vater eines ewigen Königreichs machte. Ich sah deine Arbeit und deine Leiden; und habe dich hier erwartet.„— Damit führete er ihn zu einem Strom im Paradiese. „Trinke, sprach er, aus dieser Quelle, und alle deine Sorgen werden vergessen seyn: wasche dich in diesem Strom und du wirst jung und schöner werden, als du in deiner Jugend warst, da ich dich liebgewann und wir einander den Bund der Treue schwuren. Aber tauche tief in denselben: er fließt wie Silber und muß dich wie Feuer läutern.„

David trank aus der heiligen Quelle und wusch sich im krystallenen Strom: der Trank entnahm ihm alle Sorgen der Erde; aber die Welle des Stroms durchdrang ihn tief: wie Feu-

er glühete sie in seinem Innern, bis er entsündigt dastand, seinem himmlischen Freunde gleich. Dem neuen Jünglinge reichte Jonathan jetzt die Harfe und süßer als hienieden sang er unter dem Baume des Lebens: „David und Jonathan, lieblich im Leben, sind auch im Tode nicht geschieden. Leichter denn die Adler, munterer wie die Rehe auf den Hügeln. Ihr Töchter Israels, weinet um uns nicht mehr; wir sind gekleidet in unsrer Jugend Schmuck. Ich freue mich an dir, mein Bruder Jonathan: ich hatte drunten an dir Freud' und Wonne; doch hier ist deine Liebe mir mehr als unsrer Jugend Liebe.„ Sie küsseten einander und beschwuren, untrennbar jetzt, den Bund der Treue auf ewig.

Der Jüngling Salomo.

Zu seinem Lieblinge sprach einst ein gütiger König: „Bitte von mir was du willt: es soll dir werden.„ Und der Jüngling sprach bei sich selbst: „warum soll ich bitten, daß es mich meines Wunsches nicht gereuen möge? Ehre und Ansehn habe ich schon; Gold und Silber sind das ungetreueste Geschenk der Erde. Um des Königes Tochter will ich bitten: denn sie liebet mich, wie ich sie liebe; und mit ihr empfange ich alles andre. Nicht nur Ehre und Reichthum; sondern auch das Herz meines gütigen Wohlthäters: denn er wird durch dieses Geschenk mein Vater.„ Der Liebling bat und die Bitte ward ihm gewähret.

* * *

Als Gott dem Jünglinge Salomo zuerst im Traume erschien, sprach er zu ihm: „bitte was

ich dir geben soll und ich will dirs geben.„ Und siehe der Jüngling bat nicht um Silber und Gold, nicht um Ehre und Ruhm und langes Leben; er bat um die Tochter Gottes, die himmlische Weisheit und empfing mit ihr, was er je hätte bitten mögen. Ihr also weihete er seine schönsten Gesänge und pries sie den Sterblichen an, als die einzige Glückseligkeit der Erde. So lange er sie liebte, besaß er das Herz Gottes und die Liebe der Menschen; ja nur durch sie lebet er auch nach seinem Tode noch diesseit des Grabes.

Salomo in seinem Alter.

Wohllust, Reichthum und Ehre hatten Salomo in seinen männlichen Jahren also verblendet, daß er die Braut seiner Jugend, die Weisheit, vergaß und sein Herz zu allen Bethörungen lenkte. Einst als er in seinem prächtigen Garten ging, hörte er die Thiere sprechen, (denn er verstand die Sprache der Thiere) und neigte sein Ohr zu hören, was sie sagten. „Siehe, sprach die Lilie, den König; er gehet mich stolz vorüber und ich Demüthige bin herrlicher als Er.„ Und der Palmbaum webete seine Zweige und sprach: „Da kommt er, die Bedrückung seines Landes, und dennoch singen sie ihm, daß er ein Palmbaum sei. Wo sind denn seine Früchte, seine Zweige, mit denen er Menschen erquickt?„ Er ging weiter und hörte die Nachtigall singen zu ihrer Geliebten: „wie wir uns lieben, so liebet Salomo nicht: so wird er von keiner seiner Bulerinnen geliebt.„ Und die Turteltaube girrete

zu ihrem Gatten: „von seinen tausend Weibern wird keine ihn betrauren, wie ich dich klagen würde, mein Einiger.„ Zürnend beschleunigte der König seinen Schritt und kam zum Neste des Storchs, der seine Jungen erzog und sie mit seinen Schwingen auffing, da er sie fliegen lehrte. „Das thut, sprach der Storch zu seinen Jungen, der König Salomo seinem Sohn Rehabeam nicht: darum wird auch sein Sohn nicht gedeihen: Fremde werden herrschen in dem was er bauete.„ Da entwich der König in seine innerste Kammer und war still und traurig.

Und als er also im tiefen Nachdenken saß, siehe da trat die Braut seiner Jugend, die Weisheit Gottes, unsichtbar vor ihn und berührete sein Auge. Er fiel in einen tiefen Schlaf und sah ein trauriges Gesicht der künftigen Tage. Er sahe durch die Antwort seines unweisen Sohns sein Reich zertheilt; in zehn abgefallenen von ihm unterdrückten Stämmen herrschte ein Fremder. Verfallen sah er seine Häuser, seine Lust-

gärten durch ein Erdbeben versunken, die Stadt verwüstet, das Land verheeret, und den Tempel Gottes im Brande. Erschrocken fuhr er aus dem Schlaf empor, und siehe da stand mit weinendem Auge die Freundin seiner Jugend sichtbar vor ihm und sprach: „Du hast gesehen, was nach diesem geschehen wird, und zu alle diesem hast du den Grund geleget. Es stehet nicht mehr in deiner Macht, das Vergangene zu ändern: denn du kannst dem Strome nicht gebieten, daß er sich wende zu seiner Quelle, noch deiner Jugend, daß sie zurückkehre. Deine Seele ist ermattet, dein Herz erschöpft und ich, die Verlassene deiner Jugend, kann deine Gespielin nicht mehr seyn im Lande des irdischen Lebens.„ Sie verschwand mit einem mitleidigen Blick, und Salomo, der seine Jugend mit Rosen bekränzt hatte, schrieb in seinem Alter ein trauriges Buch von der Eitelkeit aller menschlichen Dinge auf Erden.

Elias.

Feurigen Geistes war Elias und Feuerflamme war der Geist seines Prophetenamtes. Oft ließ er dieselbe niedersteigen vom Himmel und verzehrete im Eifer sein eigenes Leben.

Einst als er müd' und matt zum Berge Horeb ging und in der dürren Wüste unter dem einsamen Wachholderbaum ruhte, da seufzete er: „es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele.„ Und ein Engel Gottes stärkte ihn, daß er zum Berge gelangte, wo Gott die Last seines Prophetenamts von seinen Schultern nahm und ihm befahl, einen andern an seine Stelle zu salben.

Und als mit dem gesalbeten Elisa, Elias am Jordan ging: siehe da kam ein feuriger Wagen mit feurigen Rossen, und scheidete die beiden von einander, und Elias fuhr im Wetter gen Himmel.

Die erste Gestalt, die ihm in jener Welt erschien, war Moses, sein Vorbild. „Du hast geeifert, sprach er, (indem er in die läuternden Flammen des Feuerwagens ihm seine Rechte reichte;) du hast geeifert mein Bruder, mit Feuereifer und hast viel erlitten von deinen Brüdern. Ich habe gelitten wie du; aber dennoch bat ich für ihr Leben und opferte meine Seele an ihrer Seelen statt. Indessen komm zum Throne des Richters, des Allerbarmers.„ Elias ging mit bebenden Schritten zur Wolke des Thrones.

„Was willt du hier, Elias?„ sprach die Stimme aus der Wolke; und Elias sprach: „Ich habe geeifert um Jehovah, den Gott Zebaoth, und war allein überblieben und sie standen mir nach dem Leben.„ Da ging ein Feuer aus der Wolke; aber der Herr war nicht im Feuer: und ein großer, starker, die Felsen zerreissender Wind ging vor Elias her; aber der Herr war nicht im Winde. Und nach dem Feuer und Winde kam

ein sanftes, stilles Sausen, in welchem Jehovah war. Durchdrungen fühlte der Prophet sein Innerstes, daß schnell die Flamme seines Geistes wie Morgenröthe stralte. „Ruhe, sprach die Stimme, und erquicke dich hier: denn der Herr ist barmherzig und freundlich. Oft sollt du niedersteigen zu den Menschen und sie sanfter belehren, und liebreich erretten und trösten.„

Seitdem besucht Elias die Menschen oft, aber in einem andern, als seinem ehemaligen Feuergeiste. Unsichtbar oder in fremder Gestalt mischet er sich in das Gespräch derer, die nach Weisheit forschen und vereinigt ihre Seelen. In häuslichen Geschäften kehret er das Herz der Väter zu den Kindern und das Herz der Kinder zu den Vätern; er errettet aus Gefahren, antwortet dem Betenden und erquicket und tröstet. In der Person Johannes ging er als Morgenstern vor der aufgehenden Sonne her und stärkete den Sohn der Liebe selbst auf jenem heiligen entzückenden Berge.

Der Wunderstab des Propheten.

„Gürte deine Hüften, sprach Elisa zu seinem Diener Gehasi, als ihn die Sunamitin um die Erweckung ihres Sohnes anflehte, und nimm diesen Stab in deine Hand. So dir jemand begegnet, so grüße ihn nicht; und grüßet dich jemand, so danke ihm nicht und lege meinen Stab auf des Knaben Antlitz: so wird seine Seele wieder zu ihm kehren.„

Freudig eilte Gehasi mit dem Wunderstabe des Propheten, nach welchem er so lange getrachtet hatte: denn längst hatte er ein Wunder zu thun begehret. „Wo eilest du hin, Gehasi?„ rief Jehu, der Sohn Nimsi, ihm zu. „Einen Todten zu erwecken, antwortete Gehasi: denn hier ist der Stab des Propheten.„

Neugierig versammlete sich die Menge und lief hinter ihm her; aus allen Flecken und Dör-

fern, durch welche er zog, eilete das Volk ihm nach, zu sehn die Erweckung des Todten. Und mit leichten Schritten ging Gehasi vor ihnen her und als sie gen Sunem kamen, trat er hinzu und legte den Stab auf des Knaben Antlitz.

Aber da war keine Stimme noch Fühlen.

Er kehrete den Stab um und legete ihn anders, rechts und links, oben und unten; der Knabe aber wachte nicht auf, und Gehasi ward von der Menge verspottet. Beschämt kehrete er zurück zum Propheten und zeigete ihm an und sprach: „der Knabe ist nicht aufgewacht.„

Da nahm Elisa den Stab und eilete gen Sunem; und ging hinein in das Haus und schloß die Thür zu vor ihnen allen. Und betete zum Herrn und stieg hinauf und legete sich auf das Kind, seinen Mund auf des Kindes Mund, seine Augen auf des Kindes Augen und

breitete sich über dasselbe, bis daß des Kindes Leib warm ward — Womit erwärmete er den Todten? Mit seinem stillen, demüthigen Gebet, mit dem Athem seiner uneigennützigen, selbstlosen Liebe.

„Da nimm hin deinen Sohn,„ sprach er zur Mutter, und der eitle Gehasi stand beschämet.

Der Thron der Herrlichkeit.

Zu sehr vertiefte sich ein frommer Betrachter in die Anschauungen des Unerschaffnen; und vergaß darüber die Geschäfte seines Berufs, die nothwendige Bürde eines Sterblichen der Erde.

Einst als er in tiefem Nachsinnen vor seiner mitternächtlichen Lampe saß, entschlief er und es eröfneten sich ihm im Traum die Pforten des Himmels: er sah, was er so lange zu sehen gewünscht hatte, den ewigen Thron. Um und um mit Feuer umgeben, schwebte derselbe auf siebenfach: dunkeln Wolken, aus denen Blitze fuhren, in denen Donner krachten; und vor und hinter ihm war Nacht.

Erschrocken wachte er auf; aber noch nicht belehret. Er sehnte sich die Gestalten des Throns zu sehn und sank abermals in seinen anschauenden Schlummer. Die vier Lebendigen trugen den

Thron: mit ihren Angesichtern blickten sie und mit ihren Flügeln schwebten sie nach allen vier Seiten der Schöpfung, vollbringend die Befehle Jehovahs. Feuriger Schweiß rann in Strömen von ihnen herunter und von der rastlosen Bewegung waren sie so betäubt, daß sie nicht wußten, wie nahe sie dem Thron ständen und welche die Herrlichkeit sei, die sie trugen. Eben wollte die menschliche Gestalt des heiligen Wagens zu ihm treten, als plötzlich sein Traumgesicht verschwand, so daß er noch unruhiger war, als er vorher gewesen.

Er wünschte die anschauenden Engel zu sehen und der prophetische Schlaf umfing ihn zum drittenmale. Die Seraphim standen da, zunächst dem flammenden Throne; aber ihre Angesichte waren verdeckt, verdeckt ihre Füsse und ihr Gesang war ihm unvernehmlich; bis Einer derselben zu ihm trat und ihn mitleidig anredete: „Und du Sterblicher wagest es, anschauen zu wollen,

was wir nicht anzuschauen vermögen? Genüge dich an dem Gesicht, das dir die Träger des Thrones gaben: denn auch du bist mitten unter ihnen." Er sprachs und der Träumende erwachte.

Eben flog eine Mücke vor seiner Lampe daher; sie wagte sich in die Flamme und sank mit versengeten Gliedern nieder. "War ich nicht thöricht, sprach er zu sich selbst, daß mich ein Engel belehren mußte, wovon mich diese verbrannte Mücke belehret?" — Er entsagte fortan den Betrachtungen der Seraphim und ward das, wozu der Mensch hienieden erschaffen ist, ein arbeitendes Lebendiges unter dem Throne.

Das heilige Feuer.

Als Jeremias die Verwüstung des Tempels betraurete, waren alle dienstbaren Engel des Heiligthums um ihn und halfen ihm trauren. Auch Davids und Salomo's Seelen stärkten ihn und gaben ihm die süßen Gesänge, mit welchen er die Verwüstung ihres Werkes und ihres Volks beweinte. „Die Herrlichkeit Gottes, rief er, ist von hinnen gegangen; der Herr ist hingewichen an seinen Ort.„

„Willt du nicht, sprach der Engel des Feuers, die Flamme des Heiligthums bewahren; vielleicht daß sich Jehovah erbarme und kehre wieder zurück zum Thron seines Hauses.„ Und Jeremias nahm sieben Priester zu sich und verbarg das heilige Feuer in eine tiefe Grube, darinnen kein Wasser war.

Nach wenigen Tagen kam er hinzu und suchte dasselbe; er fand aber kein Feuer, sondern ein dickes Wasser, und traurete sehr. Und der Engel des himmlischen Lichtes stand vor ihm und sprach: „warum traurest du, Mühseliger? Nie wird das Feuer des Herren wiederkehren an diesen Ort. Aber aus dem Schlamm dieses Wassers werden lebendige Ströme entspringen, die die ganze Erde befruchten. Es kommt die Zeit, da man nicht mehr wird zum Berge des Herren gehen, noch zu dem Ort seiner irdischen Wohnung: denn sein ist die Welt. Aller Himmel Himmel mögen ihn nicht verbergen und die Erde ist seines Fußtritts Schemel. Aber ein Licht wird aufgehen vom Herren und alle Völker werden im Glanz desselben wandeln, daß niemand seinen Bruder frage, wer Gott sei? sondern sie sollen ihn alle erkennen, klein und groß und alle schöpfen aus dem Strome des Lebens."

Der Engel verschwand und Jeremias starb in der Verbannung; als nach Jahrhunderten der zweite Tempel gebauet ward, da war kein heiliges Feuer mehr in demselben und keine Lade des Bundes, auch keine Stimme, den Herren zu fragen: das Allerheiligste stand leer. Aber aus der finstern Leere des Heiligthums entsprang ein Licht und aus der trüben Quelle dieses Tempels flossen Ströme der Erquickung für alle Völker der Erde.

Die Sterne.

Müde und matt war Daniel von seinen Gesichten der Zukunft, die ihm so oft seine Kraft genommen und ihn mit Schauder erfüllet hatten; als endlich Einer aus dem Rath der Wächter zu ihm sprach: „gehe hin, Daniel und ruhe, bis das Ende komme, daß du aufstehest in Deinem Theil am Ende der Tage.„

Gelassen hörte Daniel das räthselhafte Wort und sprach zum Mann im leinenen Kleide, der neben ihm stand: „meinest du Herr, daß diese Gebeine werden wieder grünen?„ Und der himmlische Bote nahm ihn bei der Hand und zeigte ihm den Himmel voll leuchtender Sterne. „Viele, sprach er, so unter der Erde schlafen, werden erwachen; die Lehrer aber werden leuchten, wie des Himmels Glanz und die, so viel zum Guten gewirkt haben, wie die unvergänglichen Sterne.„ Er sprachs und berührte ihn mit seiner Rechte; und Daniel entschlief unter dem Anblick des Himmels und seiner hellleuchtenden ewigen Sterne.

IV.

Persepolis.

Eine Muthmaassung.

Ich kann es voraussetzen, daß den meisten meiner Leser die prächtigen Alterthümer von Persepolis bekannt sind, die in so vielen Reisebeschreibungen zum Theil mit großer Genauigkeit abgebildet worden. Kämpfer, Chardin, le Bruyn und noch neulich Niebuhr, ein Reisender, der an Sorgfalt und Wahrheitliebe wenige seines Gleichen hat, a) haben die Abbildung derselben immer genauer zu machen gesucht und der Letzte insonderheit hat darauf den treuesten Fleiß verwendet. Wie kommts aber, daß diesen Be-

a) *Kaempf.* amoenit. exotic. Fasc. II. Relat. 5. p. 325 — 353. *Chardin* Voyages en Perse T. II. p. 140 — 197. *le Brun* Voyages T. II. p. 285. seq. Niebuhrs Reisebeschreibung B. 2. S. 121 — 165. Die übrigen, die von diesen Alterthümern gehandelt haben, s. in Meusels bibl. hist. Vol. I. P. II. p. 41. 42. Heyne's Guthrie Th. 2. S. 233.

schreibern noch keine Erklärer nachgefolgt sind, die über die Bedeutung so zahlreicher Figuren in ihrem Zusammenhange einige nähere Untersuchung angestellt und darüber wenigstens Vermuthungen geäußert hätten? Mich dünkt, diese Alterthümer sind der Betrachtung nicht weniger werth, als jene Aegyptischen und Griechischen Reste, über welche doch beinah eine Bibliothek geschrieben worden; und die ungeheure Anzahl von 1300 Figuren sollte doch, wie ich glaube, uns von ihrer Bedeutung mehr errathen lassen, als eine Hieroglyphenschrift auf den Aegyptischen Obelisken. Ich lege nichts als eine Vermuthung dar, der ich Bestätigung oder Berichtigung wünsche. Sobald in einer schweren Sache nur der Anfang gemacht ist, werden mehrere gereizt, die Mängel zu verbessern und den unbetretenen Weg, auf welchem Einer auch nicht weit kam, weiterhin zu versuchen.

* * *

Das Erste, was uns beim Eingange dieser prächtigen Ruinen aufstößt, sind die zweierlei riesenhaften Thiere, die vor der Treppe an den beiden Seitenpfeilern hocherhaben ausgehauen sind. b) Der Graf Caylus, c) der überhaupt diese Denkmale zu sehr durch ein Aegyptisches Fernglas sah, bemerkt in ihnen nur die Aehnlichkeit mit den Aegyptischen Sphynxen, mit welchen sie doch eigentlich wenig gemein haben: denn die beiden Thiere, die auswärts sehen, d) sind offenbar das erdichtete **Einhorn**, ein Fabelthier, das in ganz Orient bekannt ist; die beiden, die auf zwei andern Pilastern ostwärts nach dem Berge hin sehen, e) hätten zwar mehrere Aehnlichkeit mit dem aegyptischen Sphynx; sie sind

b) Kämpfer S. 336 *Chardin* p. 133. 134. Niebuhr S. 125. *le Brun* tab. 124.

c) Caylus Abhandlungen, Meusels Uebers. Th. 1. S. 67.

d) Niebuhr Tab. XX. a.

e) Niebuhr Tab. XX. b.

aber dennoch, wie wir gleich sehen werden, gleichfalls von eigenem Asiatischen Gepräge.

Jedermann ist nämlich bekannt, daß der asiatische Bergrücken oder das Gebürge Kaf der alten Fabeltradition, das große Dshinnistan, d. i. der Sitz und das Vaterland tausend erdichteter Geschöpfe sei, die auf ihm wohnen. Hier ist das Reich der Peris und Divs; hier wohnt der Vogel Kaf, Simurgh oder Anka, der alle Sprachen spricht und solange gelebt hat, daß er die Erde siebenmal mit neuen Geschöpfen besetzt gesehen; hier sind jene unzählichen Wundergeschichten des Tamuras, Feriduns, Rustem, Afrasiab u. a. vorgegangen, durch welche Drachen und Ungeheuer, der Racksche, Soham, Uranabat, Eschder, u. f. bezähmt worden: f) Sagen die längs dem

f) S. *Herbelot* art. Simorganka, Soliman, Tahamurath, Div, Peri etc. Richardsons Abhandlung über die Sprachen der morgenländischen Völker Kap. 3. Abschn. 3. S. 202. Deutsch. Uebers. *Bochart.* Hierozoic. P. II. L. VI. de animal. fabulos. et al. Wenn Athenäus (B. XI.) von den Zierrathen Persischer Becher redet, vergisset er nie dieser erdichteten Thiere.

asiatischen Gebürge hingehn und mit Farben, die sich nach dem Charakter der Völker und Gegenden verändern, vom Kaspischen bis zum Weltmeer reichen. Es wird sich anderswo eine Gelegenheit darbieten, von diesen alten Geschöpfen der menschlichen Einbildungskraft ausführlicher zu reden; hier bemerken wir nur, daß weder das Einhorn, noch das andre geflügelte Fabelthier auf den Ruinen Persepolis aus Aegypten geholt, sondern völlig asiatischen Ursprunges sei; welcher Ursprung uns auch seine Bedeutung weiset.

Aus den Gedichten mehrerer morgenländischen Völker nämlich ist bekannt, daß sie die Bilder der Thiere vorzüglich zu **Bildern der Menschen und Völker** wählen, weil in der Sprache der ältesten Welt sowohl Tugenden als Laster, und jede vorzügliche Eigenschaft unsres Geschlechts nicht besser als durch eine Gestalt der Thiere ausgedruckt werden konnte. Die Thiergestalten, unter welchen Jakob seine Söhne und Moses die

Stämme seines Volks bezeichneten, g) sind hievon Eins der ältesten Beispiele; und das sogenannte Einhorn (Reem) ist schon unter diesen Bildern. Der Moabitische Segensprecher, Bileam, braucht es zweimal, um die Stärke des Volks, das er wider seinen Willen segnen mußte, zu bezeichnen; h) und in dieser Bedeutung wird es auch in dem alten Buch Hiob gebraucht, als das Symbol einer unbezwinglichen Stärke. i) Durch alle morgenländischen Dichter geht diese Bezeichnung; und eben in dem hebräisch-chaldäischen Propheten, der den Gegenden von Persepolis am nächsten lebte, in Daniel, finden wir nicht nur diese Manier erdichteter Thiergestalten, als Sinnbilder der Völker, am ausgezeichnetsten; sondern Er hat sie auch den künftigen Sehern sei-

g) 1 Mos. 49, 9. 14. 17. 21. 27. 5 Mos. 33, 17. 20. 22.

h) 4 Mos. 23, 22. Kap. 24, 8.

i) Hiob. 39, 9. 10. In den Psalmen gleichfalls Ps. 92, 11. 22, 22. 29, 6. Jes. 34, 7.

ner Nation gleichsam vestgesetzt und zum Muster gegeben. Ihm ists ganz gewöhnlich, Reiche als Thiere zu sehen; und gerade erblickt er Thiere, wie sie auf diesen Mauern stehen: einen Löwen mit Adlersflügeln, einen Bären mit Elephantenzähnen, einen geflügelten Leoparden, ein gehörntes Thier mit zertretenden Füssen und zermalmenden Zähnen, Widder, Böcke mit langen Hörnern; und alle diese Bilder setzt er jedesmal in so veränderter, fabelhafter Composition zusammen, als es der Sinn erforderte, der durch sie angezeigt werden sollte. k) Da nun Daniel die beste Zeit seines Lebens unter dem Medischen Darius bis auf den Cyrus der Perser gelebt hat, da er außer Palästina erzogen war, und in ihm Alles einen ausländischen, und zwar gerade den

k) Dan. 7. 8. Esra's viertes Buch und Johannes Offenbarung, nebst einer Reihe andrer Offenbarungen, sind späterhin sämtlich in dieser Art von Composition der Bilder.

Geist dieser Gegenden athmet: so könnte uns, auch nur aus diesem einzigen Datum, die Bedeutung solcher Compositionen nicht fremde bleiben. Wir wüßten also, was es ungefähr heißt, wenn in andern Feldern dieser Ruinen der Löwe das Einhorn hinterwärts anfällt; l) oder wenn Helden und Könige Thiere dieser Art beym Horn fassen und durchbohren. m) Es war die gewohnte Staats-Zeichensprache dieser Gegenden. Geschöpfe solcher Art bedeuten solche Völker, solche Königreiche; und der Hauptbegriff des Symbols, von dem wir reden, war unaufhaltsame, fürchterlich-zusammengewachsene Stärke, welche Nation es auch gelten sollte.

Wenn also das Einhorn, der Natur der Sache und der Bildersprache in Orient zufolge, Stärke des Staats anzeigt; was wird das andre, das geflügelte Thier bedeuten? Ohne Zweifel

l) Niebuhr tab. 33. unten.

m) Niebuhr tab. 34. Kämpfer S. 334.

Staats-Weisheit. Es hat ein Menschen-angesicht und außer seinen Flügeln ein Diadem auf dem Haupt; wahrscheinlich also nichts als eine Ableitung jenes weisen, vornehmen Fabelthiers auf dem Gebürge Kaf, das so viele Sprachen spricht und eine hohe Herrschaft über die Erde führet. Will man es den Persischen Sphynx nennen, so ist es wenigstens nicht der Aegyptische Sphynx: denn es ist aus ganz andern Veranlassungen, in andern Regionen erwachsen. Es ist keine weibliche Figur, wie der Sphynx in Aegypten war; sondern ein bärtiger Mann: das Diadem ist auf seinem Haupt: man siehet ihn auf keinem Felde dieser Ruinen im Streit, daß er irgend von einem Thier angefallen, oder von einem Menschen getödtet werde u. s. Er ist also dem Einhorn in seinen Attributen ganz entgegen; und da an sprechenden Thieren dieser Art Asien reich ist, so daß sich ihre Mährchen bis unter die Mongolen, ja zu den Tungusen hin verbreiten:

so dünkt mich, sind die Symbole an diesen beiden Figuren so klar gegeben, wie bei irgend Einem Gesicht Daniels, Esra oder der Apokalypse. Der Schmuck, den beide Thiere an sich haben, ist in der Tradition gegründet und wird in jeder Beschreibung der Morgenländer von ihnen reichlich wiederholet. Noch jener Al-Borak, auf welchem Mahomed in den Himmel fuhr, war ein Thier dieser Art, größer als ein Esel, kleiner als ein Maulthier. Er hatte ein Menschengesicht und Pferdesgebiß: die Mähne seines Halses war von feinen Perlen, umstralt mit Licht, und alle seine andern Glieder bis auf seinen Schweif waren mit Edelgesteinen aller Gattung gezieret. Er hatte Adlersflügel und eine menschliche Seele: er verstand was man sprach, er konnte aber nicht sprechen und antworten: mit Perlen und Edelgesteinen war er bezäumt und umgürtet. n) — Mahomed und seine Nachfolger

n) Gagnier Vie de Mahomed T. I. L. II. Cap. II. et al. al.

erfanden dies Bild nicht; sondern es war in hundert andern Erzählungen als gemeine Tradition gegeben. In den apokryphischen Büchern der Ebräer, z. B. im vierten Buch Esra, o) liegen eben dergleichen sprechende Thiergestalten zum Grunde und auch noch in der Apokalypse sind die beiden Symbole des starken und des weisen oder listigen Thiers nach dem Zwecke des Buchs aus der alten Tradition känntlich. p) Wir haben also allen Grund, bei unsern Ruinen diese beiden Bilder als Symbole der Macht und Königlichen Weisheit, beide aber als Staatsbilder, anzunehmen. Die Stärke bewahrt die äußere, die Weisheit die innere Pforte des Pallastes; jene ist auswärts, diese nach innen gekehret — —

Man fodre nicht, daß ich aus andern Schriften, z. B. aus dem Zend-Avesta alle Stellen

o) 4 Esr. 11. 12. p) Offenb. Kap. 13.

der Fabelthiere, die hieher gehören, sammle. Da diese letztgenannten Bücher aus einer viel spätern Zeit sind, als in welcher Persepolis erbauet worden: so können sie nichts als liturgische Commentare dessen seyn, was hier in viel ältern einfachern Bildern dastehet; und das sind sie reichlich. Jedermann, der sie durchlaufen hat, weiß, wie viel z. B. jener vernünftige Stier, der König der Thiere, im Zend-Avesta gelte; was gleichergestalt jener Esel in Ferackhand, mit sechs Augen, neun Mäulern, zwei Ohren und Einem Horn, der von himmlischer Speise lebt, und jener Vogel, der die Sprache des Himmels spricht, in ihm bedeute. q) Man sieht, daß diese Liturgieen auf alte Landestraditionen gegründet; größtentheils aber, insonderheit im spätesten Buch Boundehesch, schon so zum System geordnet sind, daß sie zwar bekräftigen und erläutern, nicht aber als ursprüngliches Fundament dienen mögen. Und

q) S. d'Anquetil Zend-Avesta T. II. im Register Ane, Taureau, Oiseau u. f.

so werde ich sie auch fernerhin in dieser Erläuterung gebrauchen.

Gnug, weder das Einhorn, noch der persische Sphynx r) sind Aegyptischen Ursprungs; sie sind auch nicht auf Aegyptische Art gebildet. Sie liegen nicht, wie der Aegyptische Sphynx vor einem Tempel, sondern stehen in der Mauer des Pallasts, nicht einwärts, sondern erhoben gearbeitet, so daß ihre Köpfe, da sie noch unverletzt waren, und ihr halber Leib aus dem vesten Marmor herausstand. Auch ist der Tritt dieser Thiere belebter, als er bei den Aegyptischen Thierbildern, selbst bei denen auf der Isischen Tafel, je gefunden wird. Große Denkmale der alten

r) Niebuhr hat Th. 2. tab. 20. n) b. d. e. einige fabelhafte Thiere der alten Perser aus Münzen und Siegeln gegeben, die meine Gedanken sehr erläutern. Aus B. mit b. verglichen, siehet man, wie Ein und dasselbe Thier verschieden vorgestellt werden konnte, nachdem es die Bedeutung erfoderte, denn es waren, wie im Buch Daniel und Esra, symbolische Thiere.

Zeit, auch nur ihrer Gestalt nach: denn die Entfernung vom vordersten bis zum hintersten Fuß eines Thiers beträgt 18 Schuh, und es ist aus dem härtesten Stein mit großem Fleiß gearbeitet.

* * *

Von den Thieren also als Bewahrern dieses Pallasts steigen wir zu den menschlichen Figuren, deren ungeheuer viel sind; indessen ist die Hauptfigur ihrer aller känntlich gnug und oft wiederholet. Es ist der gehende oder stehende Mann, s) mit dem längsten Bart unter allen tausend Figuren, der offenbar einen Vornehmen, (er sei nun Priester oder König) vorstellt und zu dem die andern zahlreichen Reihen wallfahrten. Er ist von ansehnlicher Länge, hervorragend über die, die hinter ihm stehen und den Wedel

s) Niebuhr tab. 25. c. le Brun tab. 129. ingleichen S. 123. Nach Niebuhr ist sein Turban wirklich mit Golde bedeckt gewesen.

und Fächer über ihn halten. Mit einem persi-schen goldnen Turban ist er geschmückt, und über ihm schwebt eine himmlische Gestalt, die allent-halben mit ihm gehet; t) auch wenn sie nur mit einer Abkürzung über ihm schwebet. u) Die schönste Stellung ist die, da diese Person steht und mit der himmlischen Gestalt spricht; auf je-nem prächtigen Grabmahl, das zwar nicht mit diesem Pallast zusammenhangt, offenbar aber dieselbe herrliche Vorstellungsart befol-get. x) Wir fragen also: **wer ist die himmli-sche Gestalt, die über dem Haupt oder vor dem Angesicht des edlen Sterblichen schwebet? wer ist dieser erhabene Mann selbst? und wer sind die zahlreichen Hee-re, die zu ihm wandern?** Sind diese drei

t) Chardin tab. LXII. I. zu S. 156. le Brun tab. 143.

u) Chardin tab. LXIII. LXIV. le Brun tab. 153.

x) Kämpfer S. 313. le Brun 158. Chardin LXVII. LXVIII.

Fragen aufgelöset: so sind auch die Ruinen erklärt.

1. Die schwebende Gestalt hält Hyde für ein Bild der Seelenunsterblichkeit oder vielmehr für ein Symbol der Auffahrt Gustasps auf den Berg Dummavand; y) eine Muthmaassung, die von keinem einzigen Umstande des Symbols unterstützet wird. Nach Kämpfer, Chardin, le Brun u. s. schwebt die Figur auf dem Grabmal dem Sprechenden entgegen, nicht von ihm weg, wie Hyde sie abgebildet hat; z) und in allen an-

y) Hyde de relig. vett. Pers. p. 306.

z) Tab. VI. p. 305. Er hat sie wahrscheinlich aus Chardin tab. LXVIII. wo die schwebende Gestalt, verglichen mit Kämpfer S. 313. und Chardins eigner Tafel LXVII. offenbar verzeichnet worden. Niebuhr hat diese Tafel nicht, und in le Brun ist sie unkänntlich; sie verdiente also noch die Berichtigung aus Niebuhrs Papieren. Wenn Hyde Recht hätte: so könnte man die schwebende Gestalt eher den Ferouer des Königs in der Sprache des Zend-Avests nennen, d. i. seine eigne geistige himmlische Gestalt, die ihn begleitet. Die Vorstellung auf dem Grabmahl aber ist dieser in seinen Metaphysik offenbar entgegen.

dern Vorstellungen auf den Mauern Persepolis ist sie gerade über dem Haupt des lebenden, gehenden, sitzenden, Gerichthaltenden Königes. Also ist diese Gestalt nothwendig das Sinnbild der persischen Gottheit, so daß kein Zweifel darüber seyn kann. Auf dem Grabmahl hat sie die Sonne, ihr irdisches Sinnbild, am Ende der Wand hinter sich: der Altar mit dem heiligen Feuer stehet in einiger Entfernung vor Dem, der mit der Gottheit spricht; aber sein Auge ist weder auf die Sonne, noch auf den brennenden Altar gerichtet; er spricht mit der Gestalt, die vor ihm schwebet. Daß in der Persischen und in jeder alten Religion Morgenlandes dergleichen Gespräche zwischen heiligen Personen und der Gottheit geglaubet wurden, bedarf keines Erweises; der halbe Zend-Avesta ist voll solcher Gespräche, denen ich, wenn die Redenden in ein Bild gestellt werden sollten, kein einfacheres als dieses zu geben wüßte. a)

a) Zend-Avesta Vol. II. P. I. im Vendidad, im Leben Zoroasters selbst u. f.

Denn wie wird das höhere Wesen hier vorgestellet? Als eine bekleidete menschliche Gestalt, die unter der Brust in Flügel und Schwungfedern sich verlieret, das Symbol trägt seine Bedeutung offenbar mit sich. Daß die Menschen für die Gottheit keine edlere als die menschliche, und die Morgenländer insonderheit die königliche Gestalt gekannt haben, beweisen die Religionen aller Völker; da nun aber der untere Theil unsres Körpers am meisten den Bedürfnissen unsres irdischen Daseyns bestimmt ist: so kam es darauf an, ihn bei höheren Wesen zu verhüllen oder durch Symbole zu verwandeln. In Indien steigen einige Götter und Göttinnen aus Blumen hervor und zeigen sich auf dem Kelch derselben mit dem Obertheil ihres Körpers. Bei den Ebräern war Gott entweder ganz unanschaubar, (auch jene Aeltesten auf Sinai sahn nur Himmel unter seinen Füßen, d. i. den glänzenden Schemel seines Thrones; b)

b) 2 Mos. 24, 10. Jes. 6, 1.

oder als Jesaias ihn erblickte, war er ein fast verhülleter König. Der Saum seines Kleides füllete den Tempel, selbst die Seraphim, die um ihn stehn, bedecken ihre Füße mit Flügeln; und als späterhin Ezechiel, außerhalb Judäa, den Gegenden Persepolis näher, diese Erscheinung sah, war sie der persischen, die wir vor uns haben, sehr ähnlich. Der Unanschaubare schwebte über vier Thiergestalten c) wie hier auf Adlersfittigen der nur Oberhalb-Anschaubare schwebet. Daß diese Fittige ein Symbol der Schnelle und Stärke sind, bedarf keines Erweises: d) mit Adlersfluge ist der Erscheinende da und übet allenthalben die Macht des Königes der Gefieder. Die Sonne hinter ihm ist nur sein Bild; und wo auf diesen Ruinen die Gottheit selbst nicht erscheint, da erscheinen diese Schwingen, das

c) Ezech. 1. und 10.

d) Auch in den Ebräischen Schriften 2 Mos. 19, 4. u. a.

Symbol ihrer unsichtbaren Gegenwart und leisen, schnellen, mächtigen Wirkung. e)

Und diese Gestalt hat einen Ring in der Hand, so wie sie auch mit einem Ringe f) gegürtet ist; was will dieser Ring sagen? Er ist bei allen morgenländischen Nationen das Bild der Zeit oder der Ewigkeit, zu deren Symbol man nichts als den Cirkel, Ring, Reif, oder eine in sich zurückkehrende Schlange oder endlich die Kugel wußte. Nun ist selbst noch aus Zend-Avesta bekannt, daß die Zeit ohne Gränzen (le tems sans bornes) das erste Principium der ganzen Perser-Theologie gewesen, und wenn dieser Idee ein Attribut gegeben werden sollte, konnte ihr wohl ein anderes als dieses gegeben werden? Er, der mit dem Ringe der Ewigkeit umgürtet ist, hält den kleinen Ring, die Zeit, in seiner Hand; welches letzte Symbol,

e) S. Chardin Tab. LXIV.

f) Nach Kämpfer S. 313. ists eine Schlange.

wie wir bald sehen werden, noch eine nähere Beziehung auf Den hat, der hier mit der Gottheit redet. So wäre also dies Bild erklärt, und ich muß sagen, daß die Vorstellung desselben auf diesen Gräbern *) eine Hoheit und einfältige reine Pracht hat, die vielleicht einzig ist in einem so alten Denkmale. Die Vorstellung ist simpel und erhaben; die Verzierungen sind im größesten Geschmack, gegen welche manches andre hochgefeierte Denkmal nur wie eine Hütte erscheinen würde. Prächtige Säulen, Reihen von Menschen und Thieren tragen die einfache Vorstellung zweier Redenden, die nichts als die Sonne und Altar neben sich haben, eines schwebenden Gottes und eines vor ihm stehenden Menschen.

2. Wir kommen zur Hauptperson dieser Gebäude, die bald stehend, bald sitzend, immer aber ausgezeichnet, geehrt von Menschen und von der Gottheit begleitet, vorgestellt wird; wer

*) Sie ist auf mehrern derselben wiederholet S. Kämpfer Fig. IV. V. VI. VII. p. 307.

ist dieselbe, ein König oder ein Priester? Die ganze Vorstellung zeigt, daß es kein bloßer Priester seyn könne. Auf der Façade der Gräber, von welcher wir eben geredet haben, hat er einen Bogen in der Hand, welches Attribut allein schon entscheidend wäre. Außerdem hat er allenthalben einen Turban auf dem Haupt, wie ihn die schwebende Gestalt und nur wenige andre Personen, offenbar die Vornehmsten, haben. Er verrichtet kein priesterliches Geschäft, selbst da der Altar vor ihm ist, von welchem er entfernt stehet; wohl aber verrichtet er königliche Geschäfte. Er sitzet und richtet das Volk: g) der lange Königsstab ist in seinen Händen: sein Stuhl ist königlich geschmückt und die vor ihm stehen, nahen sich demselben nur in der Entfernung; h) auch ist der ganze Zug zu ihm offenbar kein Opferzug mit Opfergeräthe, sondern ein Zug

g) Chardin Tab. LXIII.

h) Chardin Tab. LXIII. LXIV.

der Unterthanen und Diener des Königes, und zwar der Diener aus allen Ständen, der Unterthanen aus allen Provinzen. Edel unterscheidet sich die Gestalt des Königes an Einfalt, Größe und männlichem Ansehen: vom weibischen Gepränge der spätern Perserdespoten ist er noch weit entfernt. Seine goldne gerade Tiare ist wie der Kopfschmuck seiner obersten Diener; nur die Tiaren niedrerer Diener sind faltig. Ein Zweig wird, nach der bekannten Sitte Orients, über seinem Haupt gehalten; wahrscheinlich ein heiliger Zweig, mit welchem vielleicht das Barsom in dem spätern Feuerdienst der Perser i) eine Verwandschaft haben möchte; denn die Person, die ihn hält, ist auf der Einen Tafel wahrscheinlich ein Priester. k) Die vor ihm stehen, beten ihn nicht an, sondern stehen gerade, Mann und

i) Zend-Avesta T. II. p. 532.

k) Er hat das Penom um den Mund und die Priestermütze.

Weib; l) lauter Kennzeichen von der Einfalt alter Zeiten. Das Merkwürdigste in seiner Hand ist eine Art von Gefäß, wie eine Blume gestaltet mit einem Kelch und zwei Knospen; m) der hinter seinem Stuhl steht, hat auch ein solches Gefäß, aber kleiner und ohne Knospen. Es muß etwas Wesentliches seyn, denn es findet sich bei allen Vorstellungen dieser Person, sie gehe oder sitze; außer wo sie auf dem Grabmal mit der schwebenden Figur redet. Wahrscheinlich wird uns also dies Gefäß, dieser Becher in Blumengestalt eine Belehrung über Den geben, der hier vorgestellt wird; vielleicht auch den Schlüssel zur Eröfnung des Sinnes aller Figuren. Wir können

l) Chardin Tab. LXIII.

m) Daß es ein Gefäß sei, ist insonderheit aus Niebuhr ersichtlich, ob es gleich Chardin beinah zu einer Blume verschönt hat und auch als solche erklären will. Selbst aber im Zuge tragen mehrere Personen dies Attribut, wo man offenbar sieht, daß es ein Gefäß und keine Blume sei.

ihn nirgend als in der Tradition der Morgenländer selbst suchen, so wie wir ja die alten Denkmale der Griechen nicht aus einer fremden, sondern aus ihrer eignen Mythologie erläutern.

Nun ist die einmüthige Sage der Perser, n) daß einer ihrer alten und berühmtesten Könige, Dshemschid oder Dshiamschid diese Denkmale gebauet habe, nachdem sein Vorgänger Tahamurad oder Tehmuras zu ihnen den Grund geleget. Beide Könige gehören in die Fabelzeiten der persischen Geschichte; die Erzählungen von ihnen müssen also auch als Mythologie behandelt werden, die aber zu unserm Zweck, zur Erklärung dieser Ruinen selbst gnug ist. Als nämlich Dshemschid, so sagt die Fabel, den Grund zur Felsenstadt (Estekhar, Persepolis) legte, fand man ein Gefäß von Türkis, das man seiner Kostbarkeit wegen Dshiamschid, das Gefäß der

n) Herbelot art. Giam und Giamschid: Niebuhr S. 122.

Sonne nannte, (da Schid die Sonne und Dshiam ein Gefäß heißt.) Alle Persische Dichter, sagt Herbelot, reden von diesem Gefäß oder dem Becher Dshiam und allegorisiren dasselbe auf tausend verschiedene Arten. In Dshemschids Händen, dessen Name eigentlich mit demselben Einerlei ist, machen sie's zu einem Becher der Weisheit, zu einem Spiegel der Welt, in dessen Glanz er die Natur, alle verborgene, ja auch die zukünftigen Dinge gesehen habe und gaben diesen Namen späterhin sogar der Himmelskugel, ja jedem Buch, das die Welt wie in einem Spiegel darstellen sollte. Aehnliche Fabeln kennen wir vom Becher Josephs, Nestors u. a.; keine aber ist so ausgebildet worden wie diese, weil sie mit dem Namen des Königes zugleich den ganzen Charakter seiner Person und seiner Regierung ausdrückt. Er war nämlich der Persische Salomo dieser alten Fabelzeiten, dem alle weise Einrichtungen des ehemaligen,

glücklichen Perserreichs zugeschrieben werden. Er theilte seine Unterthanen in drei Classen, in Krieger, Ackerleute und Künstler; von den Bienen lernte er Ordnung seines Reichs und Vertheilung der Aemter: er ordnete das Hofgesinde, erfand die Leibwache, zierete den Richterstul und den Thron. Die Stände unterschied er durch Kleider und Anzug, führte den Gebrauch der Ringe ein und was das vorzüglichste ist, er ordnete das Jahr. Das alte Persische Jahr heißt Dschemschids Jahr und hat bis auf die Zeiten Yezdegerds gedauret. Sieben Provinzen soll er seinem Reich unterworfen haben und seine Regierung so glücklich gewesen seyn, daß selbst der Zend-Avesta ihn, dessen Religion er doch eigentlich verdrängen oder verbessern wollte, aus Ormuzd Munde als das Muster eines vortrefflichen, reichen, glücklichen Königes lobet. o) Seinen Einzug zu Ist-

o) Zend-Avesta T. I. P. II. Farg. II. und im Register des zweiten Bandes, Djemschid.

hekhar, (Persepolis) hielt er der Sage nach, als die Sonne in das Zeichen des Widders trat und eben mit diesem Einzuge begann seine Aera. Kurz, die Vorstellungen auf den Ruinen Persepolis sind die Königsgeschichte dieses alten Perser-Salomo, Dshemschid: sie enthalten die Thaten und Einrichtungen seiner Regierung; und die Vorstellung auf dem Grabmahl ist zuletzt seine bescheidene Apotheose. Lasset uns die Hauptstücke des Denkmals mit unpartheiischem Blick durchgehn und wir werden den Grund finden, warum es der alten Sage nach Tacht-Dshemschid, d. i. Dshemschids Stadt heißt. Möge es errichtet haben, wer da wolle; gnug, die Ruinen enthalten Dshemschids Geschichte.

Zuerst also müssen wir das Gefäß der Sonne betrachten, das er, der Sage nach, bei der Grundlegung Isthekhars fand und daher hier sitzend und stehend, ja sogar im Kampf mit einem

Ungeheuer in der Hand hält; es ist das Symbol seiner Person und seines Namens: denn Dshemschid heißt ein Gefäß der Sonne und zwar, wie die Tradition sagt, hieß er also wegen seiner Weisheit und Schönheit. Was wissen wir nun von diesem Gefäße? Ich wollte, daß wir aus dem Munde der Morgenländer mehr davon wüßten und daß Herbelot von den hundert Allegorieen, Gedichten und Mährchen, die davon reden sollen, einige angeführt hätte: indessen sind wir doch nicht ganz ohne Berathung; ja da mehrere und selbst späte Griechen uns von diesem Gefäß, sogar bis auf den Namen, Nachricht ertheilen: so erhellet, wie Weltbekannt es gewesen. **Kondy** war sein Name, ein heiliger Becher, aus dem die Perser Opfer gossen, der auch seiner Gestalt nach Geheimnisse der Weltschöpfung und der Befruchtung der Erde vorstellen sollte und daher sowohl dem Namen, als dem Gebrauch nach vom gewöhnlichen Becher un-

terschieden wurde. p) Da Xerxes z. B. seinen goldnen Becher und seinen Säbel in den Hellespont wirft, warf er zuerst dies heilige goldne Gefäß (φιαλην) hinein, aus welchem er bei aufgehender Sonne geopfert hatte; um mit diesen, den schätzbarsten Gaben, die er geben konnte, das Meer zu versöhnen. q) Also war diese goldene Phiale das heiligste Gefäß der Könige, das schon als Opfergeräth der Becher der Sonne heißen mußte. Ueberhaupt weiß man, wie viel von der Gestalt der Becher nach der Sonne, der Welt u. s.

p) Athenaei Deipeosoph. L. XI. p. 477. 478. edit. Casaub. Die verdorbene Stelle heißt also: το δε Κονδυ εστι μεν Περσικον, την δε αρχην ην ως ο κοσμος, εξ ȣ των θεων τα θαυματα και τα καρποσιμα γινεσθαι επι γης. διο εκ τȣτȣ σπενδεσθαι. Seine Etymologie, nach welcher es cavum collum, oder γλημμα heißt, s. in Hesych. edit. Alberti T. II. p. 311.

q) Herod. L. VII. c. 54. p. 536. edit. Wesseling. Vom Herkules Sonnenbecher, den er der Echidna am Pontus geschenkt und den daher noch die Scythen am Gürtel tragen s. Herod. L. IV. c. 10. coll. cum Athenaeo L. XI. et al.

selbst bei den Griechen noch gefabelt worden; bei den Morgenländern und Persern unstreitig noch mehr, da sie viele Benennungen und Bilder vom Himmel borgten, und die ganze Kraft ihrer Talismane von der Sonne und den Sternen abgeleitet ward. Schön wie die Sonne, ein Gefäß der Sonne u. f. waren gewöhnliche Beinamen der Könige, so wie der Sonnen-Edelgestein, Mithrax, bekannt gnug ist.

Sogleich sieht man, warum diese heilige Phiale auf unserm alten Denkmal fast wie ein Kolben und bei dem Könige wie eine Blume gestaltet ist: denn da sie den Becher der Sonne vorstellen sollte, sofern diese die Erde befruchtet; welch schöneres Bild konnte dazu gewählt werden, als das Bild der Blume, mit Stengel, Kelch und Knospen? Sind sie nicht allesammt, diese holden Gewächse der Erde, lebendige Sonnenkelche, in welchen der große König des Him-

mels tausendfach-nutzbaren, angenehmen Trank der Fruchtbarkeit für alle Wesen bereitet?

Sofort ergiebt sich auch, wie dieses Gefäß, aus welchem man ursprünglich der Sonne opferte, nachher zu so Mancherlei gemacht werden konnte, wovon seine erste einfache Bedeutung nichts wußte. Das Horn, woraus man Wasser goß, ward zu einer Blume, zu einem Becher der Unsterblichkeit, der Weissagung, zu einem Gefäß der Chymie, ja gar zum philosophischen Steine; lauter Erweiterungen, die bald sein Name, bald seine Gestalt und Materie, bald sein Gebrauch mit sich führte. r) Gnug, in der

r) Im Zend-Avesta ist vielleicht noch das heilige Gefäß Havan, in welchem die Parsen den Saft der Unsterblichkeit bereiten, ein pfaffenmäßiges trauriges Ueberbleibsel dieser alten Tradition: denn der Sage nach hat eben jener Hom, der ihnen das Gewächs der Unsterblichkeit gezeigt, unter Dshemschid gelebet. S. Zend-Avesta art. Havan, Hom etc. Herbelot sagt unter dem Namen Mircond, daß er aus Mircoand, Mircavend zusammengezogen sei; vielleicht daß dieser

Hand des Königes sehen wirs an Stelle und Ort: es bezeichnet seine Würde, seine Person, seinen Namen. Er fands, der Sage nach, als er zu dieser Felsenstadt den Grund legte und hält es in der Hand, als König daraus der Sonne zu opfern; zugleich also ist es auch ein Ehrenzeichen, das, weniger geziert, andere tragen, bei welchen es ebenfalls Würde oder Amt bezeichnet.

Nach dieser einfachen Erklärung verbreitet sich von der Person Dshemschids ein Licht auf alle Figuren dieser Säulen und Mauern. Warum z. B. wird der König bald gehend, bald sitzend auf dem Königsthron, allenthalben aber von der Gottheit begleitet und auf seinem Grabmahl sogar mit der Gottheit redend vorgestellt? In der Geschichte Dshemschids ist dies Alles gegeben. Im Zend-Avesta ist Er der Erste, der Gott gefragt

Name also, (da Mihr die Sonne heißt) und Khondemir mit ihm, das Gefäß der Sonne bedeutet, gerade wie es die Griechen im Wort Kondy nannten.

hat und eine große Rede Ormuzd an ihn wird ausführlich beschrieben. s) Den Thron und Richterstuhl, die Ordnungen und Stände der Menschen, ihren Schmuck und Kleidung hat Er, der Sage nach, bestimmt; darum sitzt er auf diesem Stuhle mit seinen Ehrenzeichen: darum begleiten sie ihn nach der von ihm eingerichteten Art: darum kommen zu ihm alle Classen und Stände in ihrer Kleidung. Bis auf den Schmuck des Ohrs ist diese ausgedruckt und, den Feldern und Provinzen nach, sehr verschieden. Die Ringe, die er angeordnet haben soll, sind auf unserm Denkmal nicht vergeessn; ja endlich der größeste Ring den er angeordnet, Dshemschids Jahr, wird auf seinem Grabe noch das schönste Symbol seines Lebens. Die Gottheit, mit dem großen Ringe der Ewigkeit umgürtet, hat den kleinen Ring, die Zeit, den Zodiakus oder das Jahr in ihrer Hand, als ob sie ihn darüber belehrte. Und die

s) Zend-Avesta T. I. P. II. p. 271.

Sonne steht hinter der Gottheit: denn Er war der Spiegel der Sonne, der ihre Zeit maaß und in seiner Regierung ihr Bild darstellte. Auch das erste Gesetz hat Er empfangen: darum stehet vor ihm der heilige Altar, auf dem er aber nicht opfert, sondern mit der Gottheit über ihm redet. Kann ein Grabmahl eine Person in Bildern charakteristischer andeuten? und es ist die nämliche Person, die diese Ruinen feiern. Die Kleidungsstücke, die ihm gebracht werden, der Ring mit zween Schlangenköpfen, der so häufig getragen wird (das bekannte Bild des Jahres) nehmen Aufschluß aus seinem Leben. Sogar die beiden Räthe, die hinter seinem Stuhl stehen, hat die Tradition nicht vergessen und erzählet von ihnen Mährchen. t)

t) Sie macht den Einen zum Juden, den andern gar zum Griechen Pythagoras: denn es giebt keine bösere Chronologistin in der Welt, als die morgenländische Sage. S. Herbelot, Artik. Giamschid.

3. Die dritte Frage erledigt sich damit von selbst: **wer sind alle diese Hunderte von Figuren, die zu ihm ziehen?** und deren kleinste Zahl noch übrig ist. Seine Unterthanen und Diener. Er wars der Sage nach, der die Rangordnungen unterschied, die Leibwachen einführte, die Stände und Kleidungen seines Volks bestimmte u. f. hier folgen sie also in dieser großen Anordnung nach einander. Hier gehen Soldaten mit Spießen in der Hand, den Köcher auf dem Rücken die Treppe hinauf; dort folgen in abgetrennten Feldern die mancherlei Stände aus mancherlei Provinzen nach einander. Ein Königsdiener nimmt den ersten bei der Hand und führt ihn zur Audienz; Künstler und Ackerleute in den verschiednen Trachten ihres Landes folgen. Der Handwerker bringt seine Kleider, wären es auch nur Strümpfe, der Landmann bringt in Schaaen und Gefäßen die Früchte seines Landes: dieser kommt mit seinem Pferde oder Kameel, jener

mit Ziegen, ein andrer mit seinem Ochsen und Ochsenkarren, der Schmid mit seinen Hämmern, der Beamtete mit seines Amts Insignie daher; allenthalben aber sind die von Dshemschid errichteten drei Stände känntlich. Wären die Ruinen ganz: so hätten wir die älteste **politische Menschencharte** auf ihnen, die sich irgendwo in der Welt findet. Man würde die verschiedenen, durch Cypressenbäume von einander getrennten Felder mit den **Provinzen des damaligen Perserreichs** zusammenhalten können und eine Art der ältesten Statistik desselben, eine **Land- und Königscharte** haben, wie sie, als Monument betrachtet, auch Sina nicht aufzeigen könnte. Und selbst die **Handlung** des ganzen Zuges, ja die **Zeit** desselben ist unverkennbar. Als Dshemschid seinen Einzug in Istekar hielt, war das große Fest Persiens, mit welchem die neue Aera anfing, der Anfang des astronomischen Jahrs, die Tag- und Nachtglei-

che des Frühlings; es ist von ihm auch alle Jahrtausende hin das große Fest Persiens geblieben: denn es ward als der Geburtstag der Welt und jetzt auch als der Geburtstag des Reiches angesehen. An diesem großen Fest No-rouz, u) dem ersten Tage des Jahrs, an welchem Ormuzd die Welt erschuf und das Gesetz gegeben worden, an diesem Fest der Sonne wars, da auch ihr irdischer Sohn sich seines Werks, der Schöpfung des Reichs erfreuen sollte; an ihm wurden dem Könige Geschenke gebracht von allen Ständen, aus allen Provinzen. Hier ward also wirklich der große Zug gehalten und jährlich wiederholt, der auf diesen Mauern vorkommt: denn auch die sechs Gahanbars des Jahrs, die Feste der Schöpfung, hat Dshemschid geordnet, x) und das Erste dieser Gahanbars, den großen Schöpfungs-

u) S. darüber Hyde de relig. vett. Perſ. Cap. XIV. XV. Zend-Avesta T. II. P. 574. T. I. P. II. p. 357. et al.

x) Zend-Avesta T. II. P. 575. Hyde et al.

und Sonntag des Reichs schildert dies Denkmal. z) Ein offnes Archiv seiner ältesten Einrichtung auf ewige Zeiten, dem menschlichen Geist also auch noch in jeder Trümmer merkwürdig. —

* * *

Aber wer hat diese Mauern erbaut und wozu sind sie errichtet? Waren sie ein Pallast oder ein Tempel?

Gehen wir dem Laut der gemeinen Sage nach: so war es Tacht Dshemschid oder die Residenz Dshemschids; und der Denkart Morgenlandes, ja überhaupt der alten Zeiten wäre es nicht entgegen, daß sich der König selbst ein solches Mo-

z) Chardin, ein vortreflicher Reiseerzähler, hier aber eben nicht der beste Erklärer sieht das Ganze als einen Opferzug an, wo z. B. jede an der Hand gefaßte Person geopfert werden soll u. f. — Eine fürchterliche Erklärung, die sich aber Punkt für Punkt durch den Anblick des Ganzen und seiner Theile widerlegt; daher ich keinen Raum verschwenden mag, es einzeln zu zeigen, wie oft er die Attribute der Personen mißgedeutet.

nument seines Ruhms hätte errichten wollen. Aegyptens Pharaonen haben noch viel unvernünftigere Werke begonnen und von den Monarchen Assyriens, Babels u. f. wissen wir ein Gleiches. Die älteste Welt setzte überhaupt ihren Ruhm ins Bauen, wie es Kinder noch jetzt zu thun pflegen; und an den Verzierungen dieser Monumente mit einer so ordentlichen Vertheilung ist immer doch ein politisch-weiserer Geist sichtbar, als bei manchen andern bewunderten Trümmern: denn hier hat Alles Zweck, hier ists nicht ohne bleibende Absicht. Das ganze Reich sahe sich hier mit seinem Könige verewigt; und da die alten Gesetzgeber vorzüglich auf Dauer ihrer Einrichtungen rechneten, so wurde auch diese hiemit sehr befördert: denn Jeder, der die Treppe hinaufstieg und die Sääle durchwanderte, sahe das alte Regulativ des Reiches. Der König selbst erschien darinn als eine heilige und verehrte, aber zugleich als eine ehrwürdige und arbeitsame Gestalt, als

Richter, Vater und Beschützer seines Volkes denn ohne Zweifel ists eben auch dieser König, der mit dem Einhorn kämpfet. Ich zweifle also, ob je ein Monarch, der seinem Ruhm opfern wollte, ein so bescheiden: prächtiges Denkmal errichtet habe; jene stolzen Triumphbogen, jene Statuen mit überwundnen knieenden Nationen, die dem Sieger zu Füssen liegen u. dgl. sind gewiß nicht von dieser bescheidenen, edlen Würde. Ich weiß also nicht, warum man es der Sage nicht glauben könnte, daß Dshemschid selbst dies Monument seiner Einrichtungen wenigstens angefangen habe, a) nachdem Themuras sein Vorgänger dazu den Grund gelegt, ja, daß er in den ältesten Theil der Gebäude seinen Einzug, wie

a) Es wäre sehr gut, wenn D'Anquetil eine nähere Nachricht von den sieben Wunderwerken Dshemschids geben wollte, die er bei Gelegenheit des Gedichts Djamaspi (S. 872. desselben) anführet. (Zend-Avesta T. I. P. II. Notic. p. XXXI.) Gewiß werden die Tschilmenar auch darunter seyn.

ihn die Sage erzählt, selbst gehalten. b) Alle diese alten Könige des ersten Zeitraums werden als Patriarchen in der Länge ihres Lebens angegeben, so wie Dshemschid z. B. siebenhundert Jahre regiert haben soll. In einer solchen Zeit, wenn man sie auch nur als eine Familien-Aera, oder als eine Zeit, in welcher Dshemschids Geist regierte, betrachtet, lässet sich schon etwas bauen, zumal wenn ein weitläuftiges Reich zu einer allgemeinen Staatsabsicht, die dies Gebäude haben sollte, mit gemeinschaftlichen Kräften bauet. Der Marmor war an Ort und Stelle; man brauchte also weder die Kosten, noch die Mühe einer beschwerlichen, verzögernden Ueberfahrt;

b) Der älteste Theil der Gebäude ist auf Niebuhrs Tab. XVIII. mit dem Buchstaben I angedeutet und dessen Ruinen Tab. XXVIII. abgebildet. Sie sind sehr beschädiget; die Figur des Königes aber dennoch auf ihnen känntlich. Sodann sind wahrscheinlich die Gebäude H, G und f. gefolget.

deßwegen eben wurden die Denkmale in diesen Berggegenden errichtet. Denn wollten wir blos nach unsern Kräften schließen, was im Alterthum gebauet oder nicht gebauet werden konnte: so stünden keine Pyramiden und Obelisken, keine Griechischen und Römischen Alterthümer.

Auch was sonst die Fabelgeschichte von Dshemschid sagt, widerspricht diesem Baue nicht. Themuras Residenz war zu Balkh; Dshemschid verlegte die Seinige nach Sistan und soll außer dem Istekhar noch War gebauet haben, welches D'Anquetil für Hamadan hält und dessen Einrichtung der Zend-Avesta sehr rühmet. c) War das Land damals in einem Zustande, wie er hier beschrieben wird: so konnte ein Bau wie dieser unternommen werden; denn das Reich genoß eines glücklichen langen Friedens. Auch in diesem War soll Dshemschid ein Burgschloß mit Mauern er-

c) Zend-Avesta T. I. P. II. p. 271. seq.

richtet haben, in welchem er wohnte: Isthekar war also gleichsam nur das Ziel seiner Anlagen, der Kranz, den er seinen Einrichtungen und Verdiensten aufsetzte. Auch unterläßt die Sage nicht zu erzählen, daß er in den letzten Jahren seines Lebens über das Glück seiner Regierung, über die Pracht seiner Anlagen stolz geworden sei und sich für einen Gott gehalten habe, dem nur die Unsterblichkeit fehle, worüber Er und sein Reich vom Schicksal gestraft seyn u. s. d) Sie erzählt dies mit Zügen, die sie sonst auch von Nimrod, Salomo und andern wiederholet; man kann aber nicht läugnen, daß dies alles auf den Erbauer eines so prächtigen Monuments seiner eignen Regierung wohl zutrift.

Endlich zeigt die Einrichtung der Gebäude selbst, daß sie aus sehr alten Zeiten seyn müssen. Eine Bekanntschaft mit den Griechen, mit denen

d) Herbelot, art. Giamschid.

die Perser doch unter den Kaianiern, oder wie wir sagen, von Cyrus an bald bekannt wurden, zeigt sich auf ihnen nirgend: die ganze Einrichtung der Gebäude, selbst wenn auch der Styl der Baukunst ägyptisch wäre, ist völlig asiatisch. Auch die einfache Gestalt der Figuren, der bescheidene Schmuck des Königes und seiner Diener, die Art, wie die Personen vor ihn treten u. f. zeigt auf diesem Gebäude noch nichts von der üppigen Pracht, die bei den Beherrschern Persiens und ihrem Hofgesinde in späterer Zeit herrschte. Wäre es nun wohl zu denken, daß Könige, die selbst in üppigen Sitten lebten, freiwillig in ältere Zeiten zurückgehn und in der väterlichen Einfalt ihrer Vorfahren, als Richter des Volks, sich selbst einen ewigen Verweis, ein Straf- und Schandgemählde ihrer Zeiten und Sitten hätten aufstellen mögen? Lieber würden sie doch als Erbauer sich selbst aufgestellet und mit aller der Pracht beehrt haben, die diese Götter der Erde sich an-

maaßten; statt daß sie in alte Fabelzeiten hätten zurücktreten wollen, um einen alten König, eine alte Einrichtung des Reichs, die großentheils nicht mehr bestand, mit Einfalt und Wahrheit in Stein zu bilden. Eben diese einfältige Wahrheit zeigt, daß man eine gegenwärtige, geltende Sache zu verewigen suchte: denn durch eine bloße Willkühr läßt sich in alte, verlebte Zeiten schwerlich zurückgehn, ohne daß in der Zusammensetzung allenthalben die Lüge erscheine. Vor allem aber zeigen die beigegrabenen Sprachcharaktere, daß diese Denkmale eines sehr hohen Ursprunges, wahrscheinlich also aus der Zeit der Pischdadier sind. e) Unter den Kaianiern war

e) Hyde (de relig. Persar. p. 527.) hält diese Charaktere für ein bloßes Spiel des Baumeisters zu Verzierung der Wände, bei dem er habe versuchen wollen, wie oft sich der simple Pfeilstrich, der diese schöne Schrift ausmacht, versetzen und verändern ließe. Er beruft sich darauf, daß Ein und derselbe Zug nie wiederkomme; welche sonderbare Behauptung auf allen Wänden des Pallastes widerlegt wird.

das Pehlwi die Hofsprache: nun müßte aber von dieser sowohl als vom Medischen Zend in Anquetil kein Buchstabe richtig, f) oder die Sprachen und Charaktere, die er angiebt, müßten ein bloßes Gedicht der spätern Feueranbeter seyn, welches gewiß ein unglaublicher und für sie ein äusserst schwerer Fall wäre; oder die Persepolitanischen Schriftzüge gehören in ein älteres Zeitalter. Und da sie mit den Figuren gewiß zu Einer Zeit gebildet worden sind und mit ihnen Einen Geist der Arbeit verrathen: so ist diese Zeit nirgend anders hinzusetzen, als wohin uns der Inhalt der Figuren selbst weiset. Mit der Religion ists ein Gleiches. Ob ich gleich einige Züge der Vorstellung aus dem Zend-Avesta habe erläutern können, weil auch Zerduscht auf alte Religionsbegriffe bauete und bauen mußte: so siehet doch jedweder, der dies System näher geprüft hat, daß

f) Zend-Avesta T. II. p. 424.

auf allen diesen Denkmalen nichts vorkomme, was eigentlich zu Zerduscht eigenem System gehöret. Noch auf dem Grabmahl Dshemschids stehet der simple Feueraltar der alten Parsen mit der Sonne da, ohne alle Zoroastrische Apparate. Da nun die Reformation des Zerduscht unter Gustasp geschehen und mit königlicher Hand im ganzen Reich eingeführt seyn soll: so müssen diese Denkmale aus Zeiten seyn, wo man noch von keiner solchen Reformation wußte. Denn wären Gustasp oder Einer seiner Nachfolger die ersten Urheber dieser Monumente: so wäre nothwendig z. B. die Vorstellung der schwebenden Figur als eines Sinnbildes der Gottheit eine ganz andere, als sie hier erscheinet. Sie verlöre sich in die unermeßliche Pracht des Glanzes Ormuzd und seiner Amschaspands, statt daß diese sich, der Einfalt ihrer Zeiten gemäß, mit einigen Schwingen und Federn begnüget.

Mir ist gar wohl bekannt, daß man gewöhnlich aus Herodot den Persern vor Cyrus eine nomadische Wildheit und Barbarei zuschreibet, mit denen kein Persepolis und Hamadan, wie es Dshemschid erbauet haben soll, bestehen könnte; allein verdient Herodot, verdienen die Griechen überhaupt mit ihren Nachrichten von so entlegnen Völkern, aus so alten Zeiten, **unbedingten** Glauben? g) Verdienen sie Glauben, wenn die That selbst, wie hier z. B. die Ruinen Persepolis mit dem Inhalt ihrer Vorstellungen und den Zügen ihrer Schriftcharaktere, sie offenbar widerleget? Und sind nicht auch außer diesen Ruinen gnugsame Beweise, selbst Denkmale vorhanden, daß am Asiatischen Gebürge in Zeiten vor unsrer Geschichte unzweifelhaft ein hoher Grad

g) Und noch glaube ich, daß Herodots Nachrichten mit dem, was man in Asien findet, sehr gut vereinigt werden können, sobald man die Völker und Zeiten bemerkt, von welchen er redet. Hievon; und von der ältesten Cultur Asiens künftig.

der Cultur gewesen? Gewiß; und ich getraue mir dies zu erweisen, wie ein Gegenstand aus so alten Zeiten und in solcher Entfernung irgend erwiesen werden kann. Nür war die Cultur Asiatisch; sie war, wie jede andre, ihrer Zeit und den Nationen angemessen, die daran Theilnahmen, ob sie gleich dem allem ohngeachtet sehr weit von Barbarei entfernt war. Ein Beispiel sind diese Ruinen. Sie sind wahrlich keine Griechische Tempel, keine Muster Griechischer Bildhauerei und Baukunst; jedes Auge indeß erkennet Cultur, Asiatische Kunst in und auf ihnen. Und sie haben noch manche ihrer Schwestern. Was sollte es nun heißen, wenn ich sagte: „weder vor Cyrus können diese Denkmahle gebauet seyn: denn damals waren die Perser Barbaren; nach Cyrus aber noch weniger, aus solchen, und solchen Gründen.„ Erbauet sind sie einmal: denn sie stehen da; also siehe sie an und lies den Inhalt ihrer Vorstellungen, wenn sie erbauet worden?

Es wäre doch schlimm, wenn aus 1300 übergebliebenen, zusammenhangenden Figuren nicht zu ersehen seyn sollte, was sie bedeuten und in welche Zeit sie gehören? Alsdann aber sind sie eben so wohl ein Buch, als Herodot; und in der ältesten Geschichte, die bei allen Völkern voll Fabel ist, muß man der Sage jedes Volks zuerst und am meisten, aber auch nicht weiter als Sage glauben. Man erklärt Denkmale der griechischen Mythologie, ohne daß man genau bestimmen kann oder mag, wenn jeder ihrer Helden gelebt habe.

Wie unnöthig schwer machen wir uns so manches in unserm Wissen und Lernen! Wir verbauen uns den Gesichtskreis, verengen uns die Luft durch erdichtete Chronologie und Geschichte; und klagen nachher über unerklärliche Dinge mit schwerem Athem. Lasset Hebräer und Griechen zeugen, worüber sie zeugen können; wir selbst aber

wollen uns nirgend die Augen verbinden, um nicht sehen zu wollen, was da ist.

„Wie aber, wenn diese Monumente von jenen Aegyptischen Künstlern errichtet wären, die Kambyses nach Persien schaffte, da sie, (nach des Grafen Caylus Meinung) so viel Aegyptisches an sich haben?„ Zuerst muß ich bekennen, daß ich das eigentlich; Aegyptische bei ihnen in dem Grad nicht finde, wie es der gelehrte und Kunsterfahrne Graf fand. Er sah z. B. in der schwebenden Figur einen Aegyptischen Käfer, der sie doch nicht ist und führte eine Reihe andrer Aehnlichkeiten hinüber, die sich aus ganz andern Gründen, insonderheit aus der innern Analogie der Kunst auf jeder ihrer Stuffen, wo sie diese auch besteige, erklären lassen; h) im Ganzen aber sind sowohl die Figuren, als ihr Inhalt so wenig Aegyptisch als die Schriftzüge auf diesen Mauern Pharao-

h) Caylus Abhandlungen, Meuselscher Uebers. S. 84. f.

nenschrift sind. Ueberdem ists bekannt, daß Kambyses selbst nach Persien nicht zurückgelangte und die Schwierigkeiten, warum diese Denkmale unter den Nachfolgern des Kambyses nicht wohl haben errichtet werden mögen, hat Caylus zum Theil, (aus Nachrichten der Griechen nämlich,) sehr gut erörtert; i) aus eigenen Nachrichten der Persischen Sage sind sie oben schon vorgetragen worden. Nur muß man auch hier die Schwierigkeiten nicht über ihr Maas aufhäufen. Isthekhar ist nicht in einem Tage, die vierzig Säulen, Tschilmenar, sind gewiß nicht in Einem Jahr gebauet. Wenn Themuras den Grund zu ihnen legte: so hatte Dshemschid leichtere Mühe, sein Königswerk darüber zu vollenden, so weit er es brachte, und den Nachfolgern war damit nicht der Weg geschlossen, hinzuzuthun, was ihnen gefiele. Der Blick war Einmal auf dies Gebäude als

h) Eben das. S. 79. u. f.

auf ein Denkmal der Hoheit Persiens gerichtet, und es hieße der Reihe menschlicher Gedanken und einer Reihe Thronbesitzer ganz zuwider gedacht, wenn man annehmen wollte, daß nicht auch spätere Beherrscher sich in der Nähe von Schiras hätten anbauen wollen. Die Sage nennt z. B. die berühmte Königin, Homai, die nicht nur Isthekhar erweitert, sondern auch an Tschilmenar Theilgenommen habe. k) Was sie daran gebauet habe? wissen wir nicht; gnug der Augenschein giebts, daß diese Denkmale in ihren Nebengebäuden nicht alle zu Einer Zeit errichtet worden; l) und das anmuthige Thal bei Schiras konnte schon seine Sultane locken, ihren Wohnsitz daselbst mit Ekbatana, Susa oder andern Städten zu theilen. Niebuhr setzt den Pallast der Königin Homai weiterhin in die schma-

k) Herbelot, Art. Homai.

l) S. Niebuhrs Beschreibung u. a.

le, fruchtbare Ebne am Flusse Polwar; m) und auch dieses wäre sodann ein Kennzeichen, daß Dshemschids Pallast ihr schon ein zu altväterisches Gebäude gewesen, als daß sie daselbst hätte wohnen mögen.

„Aber waren diese Gebäude wirklich ein Pallast oder waren sie Tempel?„ Mich dünkt, wer die Erklärung der Bilderschrift bisher gelesen, und die Denkmale selbst mit dem zusammenhält, was man von der alten Religion der Perser weiß, wird keinen Augenblick anstehen, zu vermuthen, daß sie ein Reichspallast, ja der erste Reichspallast Persiens und keine Tempel gewesen. Denn was wäre in denselben Tempelhaftes, sowohl ihrer Bauart, als den Bildern nach, die sie zieren? Nirgend sind in diesen gottesdienstliche Gebräuche bemerkt und der ganze Aufzug, so wie die Geschichte des Königes selbst, sind nicht

m) S. 154.

Priester; sondern Staatsgebräuche. Ueberdem weiß man, daß die alten Perser keine Tempel liebten, ja daß sie geschworne Feinde derselben waren: ihr Gottesdienst war unter dem Himmel, ihre Altäre standen auf freien Bergen. Selbst noch auf dem Grabmahl Dsheinschids, das doch später als Tschilmenar gebaut seyn muß, steht der brennende Altar noch unbedeckt da, unter dem Himmel, an dem die Sonne und Gott erscheinet. Die eigentlichen Feuertempel waren nur eine Folge der Reformation Zerduscht, folglich von weit späterer und schlechterer Anordnung.

Damit will ich nicht sagen, daß dies Gebäude nicht auch heilig, d. i. ein Reichstempel gewesen. Der König war eine heilige Person, wie hier seine Abbildungen zeigen: die alten Magier waren in Manchem seine Räthe, folglich wohnten auch sie, nebst andern seinen Dienern, in diesem Pallast. Auch unter den Bildern des Pallasts sind sie nicht vergessen worden: denn die

unbewaffneten Figuren mit langen Kleidern und heiligen Gefäßen in der Hand sind wahrscheinlich heilige Personen, wenn auch nicht eigentliche Priester. n) Sonst aber, wer nur die große Treppe ansieht und unten, von den Thieren an, die Bilder und Gemächer verfolget, wird kaum auf den Gedanken kommen, daß dies ein Tempel habe seyn können oder seyn sollen. Wo betete das Volk an? wo ist der Tempel? Ein Pallast aber, oder vielmehr Palläste sinds, gerade wie die alten Perserkönige sie brauchten. Pischdadier hießen diese, d. i. Oberrichter, o) wie

n) Niebuhr Taf. XXI. Merkwürdig ists, daß in diesen Vorstellungen durchaus keine Spuren vom Zoroastrischen Mönchsdienst vorkommen. Die einzige Person, die dem Könige den Wedel über das Haupt hält, hat den Penom vor dem Munde (Niebuhr Taf. XXIX.) und eine andre, die vor ihm stehet, da er Gericht hält. Vielleicht ist dieses gar ein Weib, jenes ein Verschnittener oder beide niedrige Priester-Diener.

o) Bons justiciers, wie es Herbelot erkläret. (Art. Pischdad.) Sie hatten diesen Namen von Huschengk, der

auch das Bild den König auf diesem Pallast vorstellt; mithin waren die Diener des Königes Officianten wie Er, die bei ihm wohnten. Daher nun der große Umfang und die sonderbaren Abtheilungen dieses Pallastes: er war wie eine Arche Noah für alle Reichsbedienten. Ueberhaupt muß man sich die häusliche Lebensart der Alten nicht wie die unsrige denken. Selbst wenn wir die Häuser der Griechen, ja der uns noch näheren alten Römer ansehen: so schütteln wir den Kopf und wollten nicht also wohnen; wie viel mehr müßte man bei einem Pallaste Dshemschids den Kopf schütteln, wenn man ihn mit den Pallästen unsrer Könige vergleichen wollte. Aber unsre Könige sind nicht was jene waren; auch die Verfassung unsrer Reiche ist anders geordnet. Also lasse ich mich auf keine Einwendung ein,

durch seine Klugheit und Rechtschaffenheit in Morgenlande so berühmt ist. Dshemschid war der vierte dieses Namens.

die man aus dem Geschmack unsrer Zeiten in Absicht auf Bauart, Abtheilung, Aussicht, Form, Decoration u. s. macht, weil das alles nicht hieher gehöret.

* * *

Noch ist ein Knote übrig, an dem man sich oft versucht hat. Ist dies nämlich der königliche Pallast zu Persepolis, den Alexander in Brand steckte, da man doch an ihm keine Spuren des Brandes wahrnimmt?

Zuerst ists merkwürdig, daß die Griechen bei der Zerstörung Persepolis durchaus keines Tempels, wohl aber einer vesten Königsburg erwähnen, die Diodor auch kurz beschreibet. p) Wäre es nun wohl glaublich, daß wenn diese Wunder der Welt, dergleichen es in Griechenland nicht gab, vom Königspallast unterschieden und ein eigentlicher Tempel gewesen wären, sie desselben

p) Diod. Sic. l. 17. 600. p. 215. edit. Wesseling. T. II.

mit keinem Worte gedacht hätten? da sie doch der alten Königsburg so auszeichnend und einzig gedenken. Den Alexander selbst kränkt es, da er aus Indien zurückkommt, daß er dies herrliche Denkmal zerstöret; eines Wundertempels dieser Art aber, der in der Nähe von Persepolis gestanden und stehen geblieben, wird auf keine Weise erwähnet.

Betrachtet man die Beschreibung Diodors näher, so ist kein Zweifel, daß seine Königsburg nicht unser Tschilmenar seyn sollte. Sie liegt nicht weit q) von dem Königsberge, in welchem Gräber der Könige sind, worunter wahrscheinlich nicht die sogenannten Rustems Gräber, die entfernter liegen, sondern der Berg Rachmed verstanden wird, in welchem wir z. B. das prächtige Grab Dschemschids fanden. r) Die Burg wird beschrieben, als mit einer dreifachen Mauer umgeben, die höher und höher steiget. Noch jetzt in Trümmern, da von den Außenwerken

q) Diodor vergl. mit Niebuhr tab. 18.

r) Niebuhr tab. 18. lit. P.

weggetragen ist, was weggetragen werden konnte, thut Niebuhr der Mauern Erwähnung, deren Reste noch stehen; s) und es käme nur darauf an, daß ein Reisender mit Diodors Beschreibung die Trümmern derselben zusammenhielte. Die verschiedne Höhe der Gebäude hat er gleichfalls sorgfältig bemerket t) und es trift gerade ein, daß das älteste und verfallenste Quadrat, das Diodor als das Innere der Burg anführt, auch am höchsten lieget. Die ehernen Pforten Diodors sind eben so wahrscheinlich, denn in einem Werk dieser Art waren gewiß keine hölzernen Thüren; und Niebuhr bemerkt, daß das ganze Gebäude wahrscheinlich durch drei Pforten habe beschlossen werden können. Auch in diesem Gesichtspunkt werden die Trümmern dieser Königsburg sehr merkwürdig: sie sind die älteste Vestung auf unsrer Erde, die auch als solche, ihrer Anlage nach, die älteste Zeit beweiset. Und

s) S. 123. u. f. t) S. 124. u. f.

so wie es thöricht wäre, sie mit unsern Vestungen, die für unsre Kriegsart gebaut sind, zu vergleichen, (anzuführen z. B., daß sie vom Berge Rachmed konnte bestrichen werden u. s.) so klärt sie vielmehr die älteste Vertheidigungsart auf. Schon gegen Alexander konnte sich Persepolis nicht halten und er hat sie nicht belagert; sie enthielt aber den Schatz des Königreichs und war ein bevestigtes Königshaus der uraltesten Zeiten.

Es ist also auch wohl kein Zweifel, daß unser Persepolis die Königsstadt sei, die Alexander zuerst beraubte und sodann im Trunk zu verwüsten eilte. Die Fackel, die er trug, war nichts als die Losung zu einer freigelassenen Verwüstung: denn daß einige griechische Fackeln diese ewigen Marmorfelsen zertrümmern oder in die Asche legen sollten, davon war nicht die Rede. Er gab sein königliches Zeichen und man beschädigte, so weit man kommen konnte. Natürlich traf die Flamme nur das Holzwerk, folglich den Ober-

theil dieses Gebäudes; so wie auch Cyrus Grab, nach Strabo's Beschreibung, u) unten von massiven Steinen, oben von Holz gebauet war. Von alle diesem x) ist längst nichts übrig; die Mauern der Burg aber trotzten nicht nur der ohnmächtigen Flamme einiger griechischen Trunkenbolde, sondern haben gewiß noch viel größere Verwüstungen überdauret. Wenn man die Ueberfälle, die Persien Jahrtausende hin, von den wilden Völkern des Gebürges erlitten und den Haß der Mahomedaner gegen eingegrabne Figuren überdenket: so muß man, aller Verstümmelungen ungeachtet, die ewige Stärke bewundern, mit der dies älteste Kunstwerk der Erde der Wuth der Menschen sowohl als den Zerstörungen der Zeit selbst obgesieget. Ein Erdbeben that wahrscheinlich mehr, als mit seinen Pechbränden der griechische Knabe in einer bacchischen Nacht thun

u) Strabo B. 15.

x) Eigentlich traf die Verwüstung die Stadt Persepolis, wie Curtius deutlich erzählet.

konnte und mochte: denn im Grunde war Alexander, seiner Gesinnung nach, kein zerstörender Kambyses. Es war ein kurzes, tolles Vergnügen des Rausches, das er sich erlaubte, und das ihn nachher selbst schmerzte; stünde also die Burg nur noch, wie Alexander sie ließ, wir hätten gewiß mehr als diese bedaurenswerthe Trümmern.

*
* *

Gnug für jetzt und ein andermal etwas über die Gräber der Könige, nebst andern asiatischen Denkmalen. Großer und guter Dshemschid, ich habe das Andenken deiner Thaten und Einrichtungen, wie eine Fabel der Vorwelt, aus diesen ewigen Tafeln menschlicher Kunst, zu erwecken gesucht; glücklich, wenn ichs getroffen hätte und ein andrer auf dem versuchten Wege weiter gelangte. Noch glücklicher, wenn deine schöne Schrift entziffert würde: denn diese lösete ganz das Räthsel.

LB Coburg

Verbesserungen.

Seite 16. Zeile 3. lese man ahnenden statt ahn-
denden.

— 85. — 12. lese man Keine statt Kleine.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herder, Johann Gottfried <<von>>,

Zerstreute Blätter

Bd.: 3

(1787)

Coburg, Landesbibliothek -- D I 6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11939423-1